

Der Verdingbub

Erinnerungen von Bruno Zahnd, Jahrgang 1919, verfasst 1990, überarbeitet 2000

2017 auf www.kinderheime-schweiz.ch veröffentlicht, auf Wunsch des Autors

Vorwort

Ich, Bruno Zahnd, wurde am 20. Dezember 1919, als uneheliches Kind geboren.

Meine Mutter diente in Bülach, bei einer gut situierten Familie als Magd. Der gleichaltrige Sohn begann ein Verhältnis mit meiner Mutter. Sie wurde schwanger. Als die Eltern des Sohnes von den Umständen erfuhren, machten sie meiner Mutter und meinem Vater schlimme Vorwürfe. Weil sie trotzdem heirateten, jagten sie beide aus dem Haus. Da standen sie nun mittellos und ohne Arbeit. Mein Vater flüchtete drei Jahre später nach Frankreich. Er liess sich dort als Fremdenlegionär anheuern. Ganz ohne Geld, sah er wohl keinen anderen Ausweg für sich. So kam ich als vier Jahre alter Bub zu meinen Grosseltern. Dies erzählte mir ein Onkel, als ich vierzehn Jahre alt war.

Meine Geschichte schrieb ich auf, weil man mir einen grossen Teil meiner Kindheit nahm und ich lange nicht davon los kam. Ich sehe das Bild noch deutlich vor mir, wie ich in abgeschnittenen Männerhosen da stand, welche vor Dreck stehen konnten. Ich hatte über Jahre keine Unterkleider, keine Strümpfe, Lappen anstatt Schuhe um die Füsse oder viel zu grosse Holzschuhe. Von einem Waschlappen, Seife oder einer Zahnbürste will ich gar nicht reden. Eine solche Verschwendung schien nicht nötig zu sein für einen Verding Bub. Zirka 1990 habe ich dies aufgeschrieben und wollte damit meine Kindheit im Alter von einundsiebzig Jahren endlich ablegen.

Neben all den schlechten Erfahrungen hatte ich aber auch gute. Meine ersten richtigen Pflegeeltern waren gut zu mir und ich danke ihnen noch heute, dass sie mir eine Zukunft gaben.

Eigentlich wollte ich diese Zeilen nie jemandem zeigen. Ich hielt sie zehn Jahre unter Verschluss. Ich war auch im Glauben, dass sich in der heutigen „modernen“ Zeit niemand mehr dafür interessiert.

Bruno Zahnd, April 2000

Meine Erinnerung reicht in die Zeit zurück, als ich vier Jahre alt war. Ich lebte damals bei meinen Grosseltern. Ich wurde in ihre Obhut gegeben, da meine Mutter mich nicht haben konnte. In Wattenwil, im Jahr 1923, waren die meisten Leute sehr arm. Meine Grosseltern zogen sieben Kinder gross. Diese waren bereits erwachsen und nur noch an den Wochenenden zuhause, als ich, kleiner Schlingel, einfach angehängt wurde. Wie sie mich damals durchfüttern und einigermassen kleiden konnten, dies frage ich mich heute manchmal noch. Nach Vater und Mutter fragte ich damals nicht. Tagelang lümmelte ich, mit gleichaltrigen Buben, in der Gegend herum. Wir trieben allerlei Unfug, und wenn es etwas zu stehlen gab, essbares hatte Vorrang, war ich immer der Erste. Nach Hause ging ich, wenn mich der Hunger trieb oder mir so kalt war, dass ich schon fast nicht mehr gehen konnte. In meinen Strümpfen, Hosen, Hemden und Holzschuhen waren Löcher, oft lief ich mit nackten Füßen.

Die Gemeinde Wattenwil finanzierte damals eine Gemeindesuppe aus sehr viel Wasser. Sie war dafür leicht verdaulich. Die Armut störte mich nicht, meine Grosseltern waren gut zu mir. Der Grossvater war von Beruf Zimmermann. Da er nicht mehr im Besitz seiner vollen Kräfte war, arbeitete er oft als Gelegenheitsarbeiter und verdiente somit meist sehr wenig. Zeitweise hatte er keine Arbeit. Aus alten Brettern nagelte er mir eine Kiste zusammen, legte einen Strohsack hinein, und fertig war mein Bett. Mit alten Decken wurde ich zugedeckt. Ich war damit zufrieden. Oft mussten wir in eine andere Wohnung umziehen. Alle Wohnlöcher, in denen wir lebten, wurden uns von der Gemeinde zugewiesen. Eine Heizung gab es meist nicht, nur zum Essen kochen wurde Feuer gemacht. Kunst beim Zügeln war nicht verlangt. Unsere kleine Habe fand auf einem zweirädrigen Karren gut Platz. Als Fünfjähriger arbeitete ich als „Geissenpeter“. Ich trieb die Ziegen im Dorf zusammen und hütete sie, nach einem Marsch, den ganzen Tag am Berg oder im Wald. Abends lief ich wieder mit ihnen ins Dorf zurück und verteilte sie in den verschiedenen Ställen, sofern ich alle beisammen hatte. Anderenfalls musste ich noch einmal hinauf und den Rest suchen, es waren achtunddreissig Stück. Soweit konnte ich leider noch nicht zählen, ich ging ja noch nicht zur Schule. Fünfzig Rappen Lohn bekam ich pro Tag und immer warme Milch ab der Ziege. Späht in der Nacht kehrte ich oft nach Hause und schlief erschöpft ein. Grossmutter hatte immer Angst, dass jemand mich verprügelt oder ich mich bei einem Sturz verletzen könnte.

Mein Grossvater arbeitete zeitweise ausserhalb von Wattenwil. Seine Mittagszeit reichte meistens nicht aus, um nach Hause Essen zu kommen. So brachte ich ihm das Essen an seinen Arbeitsplatz. Ich schaute dann zu, wie die schon kalten Maccaroni oder Kartoffel zwischen seinem Schnauz und Bart verschwanden. Da ich auch hungrig war, bekam ich immer einen wässerigen Mund beim Zusehen. Ich blieb meist eine Weile und beobachtete den Grossvater, wie er die schweren Balken auf das Dach schleppte. Ich brauchte meist eine gute Stunde, bis ich wieder bei der Grossmutter war.

Ein sportliches Abenteuer (Winter 1924/25)

Es folgte der Winter, ich wollte Skis oder einen Schlitten. Nach meinem langen Betteln sagte der Grossvater: „Dann machen wir dir halt ein paar Skis“. Vor dem Haus stand ein altes "Mostfass". Er nahm davon zwei Bretter, hobelte die eine Seite glatt und nagelte in der Mitte einen Lederriemen fest, so dass ich mit den Halbschuhen hineinschlüpfen konnte. Dazu zwei Haselstecken und fertig war meine Winterausrüstung. Ich probierte jeden steilen Hang in der Umgebung aus. In der Nähe stand eine Skischanze. Als gerade niemand in der Nähe war, stellte ich mich mit meinen schönen Skis in die Anlaufspur. Eigentlich wollte ich nur mal schauen, wie dies so wäre. Hinunterfahren getraute ich mich eigentlich nicht. Plötzlich konnte ich meine Skis nicht mehr auf der Stelle halten und schon startete eine Höllenfahrt. Immer schneller, noch schneller, die Schanze kam, ich flog darüber, hoch in die Luft, Es überdrehte mich. Die folgende Landung, an diese erinnerte ich mich noch lange schmerzlich.

Eine gerühmte Nachlässigkeit

An einem Tag, es hatte frisch geschneit, nahm mich der Grossvater mit an den Waldrand hinauf. Ein Bauer kam uns entgegen, er führte zwei Pferde, diese schleppten grosse lange Baumstämme aus dem Wald. Der Bauer rief meinen Grossvater, er solle auf ihn warten, er wolle ihm etwas sagen. Ich sollte bei den Pferden bleiben und die Zügel halten. Da die Pferde still standen, liess ich los und spazierte um die Baumstämme herum. Plötzlich sah ich, wie sich die Baumstämme bewegten, die beiden Pferde trotteten gegen den steilen Abhang einer Kiesgrube. Ich rannte nach vorn, packte die Zügel des linken Pferdes und zog sie mit aller Kraft wieder vom Abhang weg. Die Pferde gehorchten mir, als hätten sie die Gefahr selber erkannt. Erst jetzt sah der Bauer, was hätte passieren können. Sein Gespann wäre verloren gewesen. So streichelte mir der Bauer über den Kopf und gab dem Grossvater ein Fünffrankenstück. Der Bauer meinte, ich sei ein mutiges Kerlchen, weil ich mich so gegen die Tiere gestellt hatte. Dabei war es meine Schuld, dass sie sich in Bewegung gesetzt hatten. Ich hätte die Zügel nie los lassen dürfen. Der Grossvater sagte auch noch: „Das hast du aber gut gemacht“.

Die grosse Enttäuschung (Winter 1925/26).

Es war ein kalter Wintertag. Grossmutter sagte zu mir: „Bruno, wir müssen dich bei der Schule anmelden“. Ich erschrak sehr. Ich hörte oft von anderen Buben, die Lehrerin sei eine richtige Hexe, welche Kinder mit einem Stecken schlage und sie dann aus dem Schulzimmer jage. Mir werde es nicht anders gehen, meinten sie zu mir.

Ich hörte auch, wie Kinder von Ihren Vätern und Müttern sprachen. Eines Tages fragte ich meine Grosseltern: „Wo ist mein Vater und meine Mutter?“ Sie wollten mir nicht recht Auskunft geben, so erfuhr ich erstmals nichts. Eines Tages musste die Grossmutter fort, sie sagte, das

sie bei einer Tochter waschen müsse. Es gingen Tage und Wochen vorbei. Der Grossvater konnte nicht so gut kochen. Ich fragte ihn ungeduldig: „Wo bleibt die Grossmutter so lange?“ „Sie ist zu deiner Mutter gegangen, diese ist krank“, antwortete er. Es war ihm einfach heraus gerutscht. Zum ersten Mal hörte ich die Worte, deine Mutter. Ich fing an zu betteln, ich wolle zur Grossmutter, da sie mir so fehle. Mein Hintergedanke war, ich sähe dann endlich auch meine Mutter und vielleicht sogar auch noch den Vater. So setzte mich Grossvater ein paar Tage später in ein Postauto und sagte zu dem Fahrer, er solle mich bei der Kreuzgasse in Oberstocken ausladen und mir dann zeigen, wo meine Mutter wohne. Diese unglaubliche Freude, zum ersten Mal Postauto fahren und dann noch zu meiner Mutter. Und die Grossmutter war auch noch dort. Nach einer halben Stunde hielt das Postauto an, es war bereits dunkel. „So Bruno“, sagte der Fahrer, „dort oben siehst du ein Licht im Stall, da musst du hingehen“. Das Postauto fuhr weiter. Ich stand allein im tiefen Schnee. Komische Gefühle überfielen mich, sie dämpften meine anfänglich ungetrübte Freude. Es war aber so bitter kalt, dass es mich an die Wärme trieb. Im Stall sah ich zuerst eine Kuh, darunter sass ein Mann, welcher mir nicht besonders gut gefiel. Ich grüsste und fragte nach meiner Grossmutter. Der Mann machte ein grimmiges Gesicht und schrie mich an, ob noch mehr Leute an seinem Tisch fressen wollen und ich solle sofort aus dem Stall verschwinden. Tief erschrocken rannte ich aus dem Stall, um das Haus und suchte verzweifelt einen Eingang. Endlich nach langem Suchen, fand ich eine Türe, ich öffnete sie schnell und stand in einer dunklen Küche. Jetzt sah ich meine Grossmutter, schlotternd flüchtete ich in ihre Arme. „Bruno warum hast du solche Angst“, fragte sie mich. „Der Mann im Stall hat mich weggejagt und laut gebrüllt“, antwortete ich. Grossmutter bekam Tränen in die Augen. Das sah ich zum ersten Mal. Mit der Schürze rieb sie sich das Gesicht ab und meinte: „Komm Bruno, wir gehen in die Stube zu deiner Mutter“. Die Spannung in meinem Kopf wurde schier unerträglich, schreit meine Mutter mich auch an, und wie sieht sie überhaupt aus? Da lag eine Frau im Bett, offenbar sehr krank. Sie umarmte mich kurz und weinte.

Meine Erwartungen schwanden davon, wie Schnee im Frühling. Wenig später, ein lauter Knall. Die Haustüre flog auf. Der brüllende Mann kam in die Küche, stellte den dreckigen Milchkessel auf den Tisch, und schrie wieder los. Ich hörte ihn brüllen: „Diesen Lümmel hast du mir anhängen wollen, da hast du dich aber gründlich getäuscht“. Als Kind verstand ich den Sinn dieser Worte nicht ganz. Grossmutter sagte zu Gödu, so wurde der Schreiende genannt: „Wenn du jetzt nicht Vernunft annimmst, dann gehen Bruno und ich sofort wieder heim“. Dies war ihm gleichgültig, er fluchte weiter vor sich hin. Grossmutter und ich schliefen am selben Abend in einer kleinen Stube, auf einem Strohsack. Grossmutter zog ein Stück Brot aus der Schürzentasche und gab es mir, ich hatte lange nichts gegessen und war sehr hungrig. In der einen Hand ass ich Brot, mit der anderen streichelte ich der Grossmutter über das bald gänzlich graue Haar. Ich konnte ihr Weinen fast nicht ertragen. Diese Nacht schien mir sehr lange, als nähme sie kein Ende. Mein Gedanke war, dass ich nie mehr in dieses Haus gehen werde. Am

nächsten Morgen packte die Grossmutter ihre Habe in ein Tuch, verknüpfte dies und schickte mich zu der Mutter, um ihr auf Wiedersehen zu sagen. Die Mutter weinte wieder und streckte mir nur kurz die Hand entgegen. Mit dem Postauto fuhren wir zurück zum Grossvater. Er war sehr erstaunt über unsere frühe Rückkehr und fragte, was passiert sei. Nach langem Erzählen, meinte er: „den Gödu, den könnte ich mit einer Hand erwürgen, der ist ein richtiges Raubtier“. Ich wünschte mir fest, das dieser Gödu nicht mein Vater sein möge. Er war es auch nicht.

Es wurde langsam wärmer, der Frühling schien nicht mehr weit zu sein. Es kam die Zeit, da hiess es plötzlich, „Bruno, am nächsten Montag musst du in die Schule“. In mir brach eine ganze Welt zusammen. Mein erster Gedanke war: Nein! mich bringt niemand dort hin. Einerseits sah ich einen dicken Prügelstecken vor mir, und andererseits fürchtete ich vor dem still sitzen, der Lehrerin gehorchen und das ich keine Ausflüge mehr machen konnte. Mit einem gleichaltrigen Freund, Hänsu, wurde beraten, wie wir das Übel umgehen könnten. Alles Mögliche und auch Unmögliches kam zur Sprache, jeder wollte es noch besser wissen. Noch am Sonntag diskutierten wir heftig, in der schwindenden Hoffnung doch noch einen guten Plan zu finden. Beide hatten wir das Gefühl, jetzt werden wir angebunden, und gerade das schien für uns unerträglich zu werden.

Die ersten Schuljahre

Hänsu mein Kollege und ich versteckten uns in einer alten Scheune, es war der erste Schultag. Zwischen den alten Brettern hindurch sahen wir genau auf den Eingang des Schulhauses. Grosse Freude beschlich uns, als wir die ersten Kinder zur Tür hinein gehen sahen, nur wir blieben in unserem Versteck. Es wurde Pausenzeit, wir schauten aus unserer Deckung mit schadenfreudigem Lachen zu, wie die Kinder auf dem Pausenplatz ihr Brot assen und spielten. Anstatt uns still zu verhalten, offensichtlich verrieteten wir uns selbst, denn plötzlich packte mich jemand von hinten am Kragen, es war mein Grossvater. Hänsu erwischte er auch. „So jetzt geht ihr beide schön mit der Lehrerin in die Schule, oder ich verhaue euch beiden den Hintern“. Die Lehrerin riss uns an den Ohren, und bevor wir etwas sagen konnten, landeten wir im Schulzimmer. Jetzt lachten die anderen Kinder über uns. Diese innerliche Wut war schon fast nicht mehr auszuhalten. Ich als bereits bekannter Schlingel musste zunächst bei der Lehrerin ins "Bänkli" sitzen, so dass sie kontrollieren konnte, was ich treibe. „Euch beiden Lümmel werde ich Gehorsam beibringen, und du Brünu, du bist dann erst noch ein Unehelicher“. Dieses Wort hörte ich zum ersten Mal. Was mochte dies sein, ein Unehelicher. Ich wurde unsicher und begann an mir zu zweifeln. Ob an mir wohl etwas nicht so sei, wie bei den anderen Kindern? Die anderen Kinder jedenfalls machten abweisende Gesichter. Ich wurde schon am ersten Tag nicht mehr richtig akzeptiert. Nach der Schule erzählte ich meinen Grosseltern davon. Sie bekamen wütende Gesichter. Grossvater zog seine schwarze Zipfelmütze an und machte sich auf den Weg zur Lehrerin. „Das lasse ich mir nicht gefallen“, sagte er zornig. Noch am gleichen

Abend nahmen sie mich in die Mitte und erklärten mir, was ein unehelicher Bub eigentlich sei. „Bruno, du hast eine Mutter, aber wer und wo dein Vater ist, dies weiss niemand“. Ja, die Mutter hatte ich noch zu gut in der Erinnerung. Ich hörte, wie Grossmutter weiter sagte: „Unehelich, das wird wohl immer eine Schande bleiben“. Es war zuviel für meinen damaligen Verstand. Traurig dachte ich, ich wäre wohl besser ein Tier geworden, als ein Mensch. Es war mir, als ob es mir auf die Stirn geschrieben wäre, dass ich unehelich entstanden war. In mir wuchs eine Wut, ich wusste nicht auf wenn. Ich wurde so wütend, dass ich ab mir selber fast erschrak. Ab jetzt werde ich mich wehren, war mein trotziger Gedanke. Am nächsten Morgen raste ich im Schulzimmer umher, die Blumenstöcke warf ich alle um. In Vasen gestellte Blumen verstreute ich im ganzen Schulzimmer und das Wasser schüttete ich der Lehrerin in ihr Pult. Zuletzt sagte ich zu der Lehrerin: „Sie sind eine Drecksau“. Danach machte ich mich auf den Weg nach Hause. Erstaunt wurde ich gefragt, was den jetzt schon wieder los sei. Mit grosser Unbefangenheit und schon fast stolz, erzählte ich von meiner Leistung. Zum ersten Mal bekam ich von der Grossmutter heftige Schläge.

Der Ernst des Lebens sollte erst beginnen

Das Jahr ging mehr schlecht als recht vorüber, wir bekamen das erste Schulzeugnis. Ich sah meine Noten. Die Eins sei die Beste, sagte die Lehrerin. Ich suchte und fand keine. Statt dessen hatte ich fast das Zahlenmaximum erreicht. Alle mussten das Zeugnis unterschreiben lassen und der Lehrerin zurück bringen. Ich traute der Sache schlecht und sprach bei einer Frau vor, welche ich kannte. Ihr jammerte ich die Lage vor, und bat sie darum, mir das Zeugnis in Grossvaters Namen zu unterschreiben. Sie wollte zuerst gar nichts davon wissen. Ich jammerte weiter, dass ich sonst heftige Schläge bekäme, wenn der Grossvater meine schlechten Noten zu Gesicht bekäme. Die Frau Hess sich schliesslich erweichen. Sie nahm Feder und Tinte und unterschrieb mit Grossvaters Namen. Die Lehrerin merkte es nicht. Ich lachte heimlich.

Grossmutter verreiste eines Tages wieder, erklärte mir, dass sie zu einer Schwiegertochter müsse um dieser zu waschen. Damals wurde noch am Dorfbrunnen gewaschen. Es war Winter (1927/28). Nach einigen Tagen kam eine Postkarte, darauf stand, das Grossmutter sehr krank geworden sei und wahrscheinlich nicht mehr nach Hause zurück kehren könne. Grossvater und ich schauten uns angstvoll in die Augen, wir mochten es nicht glauben. Geld besaßen wir keines, um die Grossmutter zu besuchen. Tage später kam wieder eine Karte, auf der stand, das unsere geliebte Grossmutter gestorben war. Es war ein grausamer Schlag für uns beide, was sollten wir jetzt machen. Wir gingen zur Beerdigung nach Ittigen. Zum letzten Mal sah ich meine Grossmutter, sie lag mit gefalteten Händen im Sarg. Am liebsten hätte ich mich zu ihr gelegt. Aber da war ja noch mein Grossvater, den wollte ich nicht alleine lassen. Einige Zeit später, kam der Pfarrer zu uns ins Haus. Er sagte zu Grossvater: „der Bub muss zu einem

Bauer ins Dorf. Du kannst ihn weder erziehen, noch richtig ernähren". Grossvater antwortete nicht nein und nicht ja, mir schien, als hätte er seinen Willen verloren.

Beim Bauer Megert angekommen sagte dieser als erstes zum Grossvater: „der Bub muss jetzt arbeiten lernen, ich werde ihn schon in die Finger nehmen". Mir wurde schlecht, als ich dies hörte. Grossvater sagte noch zu mir: „Sei brav Bruno". Er drehte sich um und ging. Ich schaute ihm sehnsüchtig nach, als ob ich ihn nie mehr sehen würde. Mit seinem roten Nastuch wischte er sich über sein Gesicht und drehte sich noch einmal um, hob ein wenig die Hand und liess sie fallen, als ob er zu mir sagen wollte, ich kann dir auch nicht mehr helfen. Grinsend schaute mich der Bauer an und sagte: „Du kannst bei den beiden Knechten schlafen". In meinem Kopf wurde es leer. Ich kam mir sehr verlassen vor, niemandem konnte ich etwas anvertrauen und niemand schien mich gern zu haben. Im Zimmer sah es noch erbärmlicher aus, als bei den Grosseltern. Ich legte meine kleine Habe auf den Boden. Meine Liege sah entmutigend aus, eine dreckige Matratze, eine Pferddecke mit Lederriemen, und diese musste ich erst noch mit einem Knecht teilen.

Ich bekomme Prügel

Die Fensterscheiben waren teilweise kaputt, es stank in dem Raum. Ich konnte nachts oft nicht schlafen. Die Arbeiten, welche den Knechten nicht passten, musste ich machen. Reichten meine Kräfte nicht aus, traktierte man mich mit der Mistgabel oder einem Stecken. Hatte ich zuwenig gearbeitet, musste ich zuschauen, wie die anderen am Tisch sassen und ihr Essen bekamen. Essen wurde mir vor die Nase gehalten und bevor ich es erwischen konnte, nahm man es mir schnell wieder weg. Es war ihnen ein lustiges Spiel. Mit dem gleichen Hunger musste ich wieder an die Arbeit. In der Schule lief es mir immer schlechter. Die Lehrerin und die Schüler plagten mich. Ich wehrte mich so gut ich konnte und traktierte die Schienbeine der Lehrerin mit meinen Holzschuhen. Ich fing an alle zu terrorisieren, die mir gerade in die Quere kamen. Mir blieb nur noch mein Kollege, der Hänsu, er steckte in einer ähnlichen Situation, wie ich. Oft jagten mich die Knechte abends aus dem Zimmer, weil sie Frauenbesuch erhielten. So lief ich einfach zum Grossvater und schlief dort, insofern er daheim war. Wenn nicht, lief ich halt wieder zurück, in den Kuhstall, dort wartete ich den Morgen ab. An einer Stallwand hing eine Schöpfkelle. Die nahm ich herunter, setzte mich neben eine Kuh und melkte sie, so kam ich wenigstens zu Milch. Ich litt damals oft an Durchfall, vermutlich wegen der vielen Milch, meine Kräfte schwanden. Eines Tages wurde ich ernsthaft krank. Es war morgen, ich sollte den Stall ausmisten. Bei der Stalltüre angelangt, wurde mir schwarz vor den Augen. Ich fiel hin und vermochte nicht mehr aufzustehen. Der Bauer legte mich auf den Pferdewagen und ab ging es zu meinem Grossvater. Der Bauer meinte: der Grossvater solle auf mich schauen. Ich erinnere mich noch an die Worte vom Megert. Er sagte zu meinem Grossvater: „Wenn der Lümmel wieder brauchbar ist, kannst du ihn wieder bringen". Ich trank beim Grossvater Literweise

Kräutertee, ohne Zucker. Er schmeckte mir überhaupt nicht. Als ich wieder auf den Beinen war, holte mich der Bauer wieder ab.

Die Lehrerin sah mich nur noch die halbe Zeit in der Schule. Sie fragte nicht nach, sie wusste wohl Bescheid. Vermutlich war sie froh darüber, mich nicht mehr oft zu sehen. Ich suchte eine Möglichkeit von den Megerts wegzukommen, ich fand keinen Ausweg. Der Megert bestrafte mich eines Tages wieder, in dem er mich in den nassen, kalten Keller schloss. Er ging stundenlang weg. Es war finster, die Ratten schlichen mir um die nackten Beine. Angst? Nein, die kannte ich nicht mehr. Ich tastete mich mit den Händen den nassen Wänden entlang, bis ich die Tür fand. Neben der Türe stand ein schwerer Eichenbalken. Diesen stellte ich so zurecht, dass wenn der Bauer die Türe wieder aufmachte, der Balken ihn treffen musste. Ich hörte nach einer Weile, wie er die Treppe zum Keller herunter polterte. Die Tür ging auf, ein kleiner Stoss am Balken, und der Bauer lag am Boden. Er bewegte sich nicht mehr. Schnell sprang ich über ihn hinweg, die Treppe hoch und verkroch mich vorläufig im Wald. In der Nacht suchte ich essbares, stahl, am Tag schlief ich in Scheunen oder alten Ställen. Ich fragte mich, ob der Bauer wohl noch am Leben war. Drei Tage vergingen, ich schlich mich zu einer Tante, welche am anderen Ende des Dorfes wohnte. Sie hatte drei Kinder und fragte gar nicht erst, warum ich zu ihr käme. Ich schlief sofort ein. Am nächsten Morgen spielten ich mit den Kindern um das Haus herum, ich bekam wieder Freude am Leben. Plötzlich sah ich meinen Grossvater daher kommen. Ich rannte so schnell ich konnte auf ihn zu, packte seine krummen Beine und schluchzte. Er sagte kein böses Wort zu mir, er meinte nur: „Bruno, wir suchen dich schon lange, wo bist du nur gewesen?“ Erst jetzt sah ich den Dorfpolizisten neben dem Grossvater stehen. Ich bekam einen Schreck, dachte sofort, dass der Bauer wirklich tot war. Zum Glück sagte der Polizist: „Zu dem Bauer geht der Bub nicht mehr, und bei den Knechten lernt er sowieso nur Sauereien, Fluchen und Stehlen“. So blieb ich für ein paar glückliche Tage beim Grossvater und wartete auf die nächste Überraschung. Und diese sollte kommen, und sie sollte noch schlimmer werden, als meine paar Wochen beim Megert.

Warum nahm dies Leben kein Ende?

Der Pfarrer von Wattenwil beantragte mich unter Vormundschaft zu stellen. Eines Morgens wurde ich einfach wieder, wie eine Ware abgeholt. Ich fragte nicht wohin und verbohrte wie ich war, brachte ich auch sonst kein Wort heraus. Es ging auf den Bahnhof zu und von dort mit dem Zug nach Biel. Ich meinte, die Reise nehme kein Ende. In Biel angekommen, suchten wir das Büro von einem Herr Ruhier. Dort angelangt, wurde ich in einem Nebenraum eingeschlossen, ich hätte ja plötzlich verschwinden können. Aus dem Nebenraum lauschte ich dem Gespräch zweier Männer, ein dritter kam hinzu. „Laubscher“, stellte der sich vor, „aus Gerolfingen bei Teuffen“, und, er müsse da einen Bub abholen. Die Türe ging auf, ein grosser Mann stand in der Öffnung. „Komm Bub, wir gehen“. Ebensogut hätte man mir eine Hundeleine

anlegen können. Ich bekam einen viel zu grossen Reisekorb, und hatte fast nichts um ihn zu füllen. Es ging also Richtung Gerolfingen. Beim Bauernhof angekommen, sah ich eine Frau oben auf der Laubenlehne sitzen. Der Mann sagte zu ihr: „Schau, das ist jetzt also dieser Gauner“. In meinem Kopf drehte es wieder auf Sturm. Alle guten Vorsätze und Hoffnungen schwanden davon. Ich stellte innerlich um auf Gegenwehr. Dieser Pfaffe hatte mich wohl auch hier wieder reingelegt. Im Stall sah ich ein Pferd, sechs Kühe, Schweine und Hühner. Liebe Tiere, die sicher nicht eine so vernichtende Meinung über mich hatten. Ich streichelte das Pferd, ich wollte einfach ein wenig Trost. Meinen Grossvater musste ich nun wohl endgültig vergessen. Am gleichen Tag bekam ich bereits schwere Arbeit. Dazwischen zeigte man mir eine Uhr und fragte, wie spät es sei. Ich war sehr müde. Als ich zum zweiten Mal falsch antwortete, bekam ich eine Faust ins Gesicht. Alle waren erstaunt, als ich weder weinte noch schrie, ich war sieben Jahre alt. Das Pferd und der Hund wurden bald meine besten und einzigen Freunde. Beim Bauer und seinen Söhnen verhielten sich die Tiere sehr scheu. Genau so wie ich, wurden auch sie dauernd mit Gabel, Geißel und Seilen traktiert. In der Schule, da lief es mir nicht besser als vorher. Die Lehrer waren gute Freunde der Laubschers, ich musste von Zeit zu Zeit Fleisch, Eier, Zupfe und Obst zu ihnen bringen. Das Bett teilte ich mit einem neunzehn Jahre alten Sohn vom Laubscher. Um fünf Uhr stand ich auf um entweder den Stall auszumisten oder mit dem Laubscher auf den See zu gehen um Fischernetze aus dem Wasser zu ziehen. Die grossen Körbe mit den Fischen gefüllt, waren sehr schwer. Ich ging meistens ohne Frühstück in die Schule, um nicht zu spät zu kommen.

Ich dachte an Rache

Mit nassen und kalten Füßen marschierte ich in die Schule. Ich besass keine Strümpfe, hatte nur Stofflappen um die Füsse gewickelt. Müde und hungrig, sollte ich in der Schule aufpassen und lernen. Die Lehrerin rührte mich schon bald nicht mehr an, sie hatte bereits nachhaltige Erfahrungen mit mir gemacht. Dafür schickte sie mich jeweils mit einem Heft oder Buch zu ihrem Mann, der war Lehrer für die Oberschule. Dieser verprügelte mich dann. Bei jedem Schlag, den ich erhielt, mussten die Oberschüler in die Hände klatschen. Schreien oder weinen, nein, diese Freude sollten sie nicht auch noch haben. Für jede Gaunerei die passierte, musste ich herhalten, ob ich es nun gewesen war oder nicht, das spielte keine Rolle. Nach der Schule packte ich den schweren Korb, mit den stinkenden Fischen und schleppte diesen von Haus zu Haus um Fische zu verkaufen. Brachte ich zu wenig Geld nach Hause, gab es Prügel. Mit einem Stock auf den nackten Hintern, so dass ich oft nicht mehr sitzen und gehen konnte. Ich hatte nur noch den einen Gedanken: Flucht! Da kam mir das Pferd und der Hund in den Sinn, meine beiden Freunde, die wollte ich mit mir nehmen. Auf dem Pferd wollte ich reiten und der Bari konnte neben uns her watscheln. Ich packte Futter für den Hund in einen Sack, das Pferd konnte ja Gras fressen. Ich plante zwei Tage, Richtung Stockholm zu gehen, ich wollte in der

Nacht verschwinden. Aber mein Vorrat wurde gefunden, und aus war mein Fluchtplan zurück zu meinem Grossvater. Prügel statt essen, wieder Prügel.

Winter und Frühling 1928/29.

Es war ein sehr kalter Winter. Haufenweise alte, gebrauchte Backsteine lagen an der Hausmauer aufgestapelt. Wenn ich von der Schule kam, musste ich mich auf einen Stein setzen. Ein alter Kartoffelsack über die Knie und einen über die Schultern, wegen der Kälte. Ich musste den Kalkzement mit einem Hammer von den Steinen schlagen. Wenn ich die Hände und die Füsse fast nicht mehr spürte, lief ich in den Stall. Dort streckte ich meine Hände bei einer Kuh zwischen ihr Euter und den Beinen. So wurden meine Hände wieder warm, schmerzten danach dafür gehörig. In die geheizte Stube zu gehen, um mich aufzuwärmen, war mir verboten. Zum Glück kam dann der Frühling und es wurde wieder wärmer. Da ich praktisch keine Winterkleider besass, fand ich die Temperatur schnell angenehm. In der Schule wurde die bevorstehende Schulreise geplant. Eine Bahnreise, dann mit dem Dampfschiff auf die St. Petersinsel, ein Picknick und spielen waren vorgesehen. Meine Freude war grenzenlos. Wäre ich doch einen ganzen Tag von diesen Leuten, den Laubschers, weg. Weil das Schulgeld aber nicht ganz ausreichte, musste jedes Kind noch Fr. 1.40 von zu Hause mitbringen. Meine Freude verging. Ohne Hoffnung lief ich nach Hause und bettelte um das Geld. „Einem Saukerl, wie du einer bist, Geld geben, nein, du gehst nicht mit auf die Schulreise“, war die Antwort. Ich sah zu, wie die anderen Kinder in den Zug stiegen. Die Lehrerin meinte nur, das es sicher besser sei, wenn ich nicht mit kommen könne. In mir entstand eine grausame Leere. Der Laubscher spannte das Pferd an den Heuwagen und ab ging es aufs Feld. Heu aufladen, den für mich viel zu grossen Zugrechen schleppen, auf und ab. Abends, als meine Mitschüler nach Hause kamen, erzählten sie mir, wie schön es gewesen sei auf ihrer Schulreise. Ich war halt nur ein Verdingbub, der letzte Dreck, dachte ich traurig.

Am nächsten Tag, erwachte eine grenzenlose Wut in mir. Ich dachte an Rache. Den Tag darauf wollte der Laubscher Sägemehl in der Lüscherzer Sägerei holen. „Bub, du kommst mit, kannst auch schaufeln“, sagte er zu mir. Der Fuchsel wurde eingespannt und los ging es. Auf dem Heimweg, der Wagen war schwer beladen, lief ich neben einem der Hinterräder. Gelangweilt schaute ich der Drehung des Rades zu. Im meinem Hinterkopf sass die verunmöglichte Schulreise. Der Laubscher sass oben, er konnte mich nicht sehen. Da kam mir der Gedanke, dass wenn ich den Radrückhalte Nagel herausziehe könnte, flöge das Rad weg, der Wagen kippte um und als Krönung fiel der Laubscher herunter. Und schon hielt ich in der Hand ein grosses Blatt, wegen der Schmiere. Der Nagel rutschte leicht heraus, ich warf ihn ins hohe Gras und rannte schnell auf die andere Seite des Wagens. Vorerst ging die Fahrt normal weiter, ich war gespannt. Plötzlich krachte es, der Wagen kippte, der Laubscher fluchte. Er meinte, das sei ihm noch nie passiert, das der Wagen ein Rad verliere. Fuchsel wurde ausgespannt und so

liefen wir zurück nach Hause. Ich grinste innerlich und dachte: so jetzt muss er auch mal laufen. Das ich den Nagel herausgezogen hatte, auf diesen Verdacht kam er nicht, ich hatte ja saubere Hände. Am nächsten Tag war der Wagen bereits wieder repariert. Hätte der Laubscher gewusst, das ich den Nagel herauszog, dann hätte er wenigstens einmal einen richtigen Grund gehabt um mich zu verprügeln. Aber dazu brauchte er ja keinen Grund.

Im gleichen Sommer fuhren wir einmal mit Pferd und Wagen in das grosse Moos. Glühend stand die Sonne am Himmel, die grossen Stechfliegen schienen mich und das Pferd fressen zu wollen. Es dauerte nicht lange, da riss sich der Fuchsel vom Wagen los, und galoppierte davon. Ich hatte die grösste Freude, denn ich durfte ihn ja wieder einfangen. Gemütlich lief ich ihm nach, als ich ihn sah, piff ich durch die Finger. Mit erhobenem Kopf trabte er auf mich zu. Statt Schläge, bekam er eine rote Rübe von mir, die mochte er besonders gern. Langsam machten wir uns auf den Weg zurück zum Wagen. Ich hörte den Laubscher sagen: „Mir wäre das Dreckviech wieder einmal davon gerannt“. Er nahm immer die Peitsche mit, wenn er ihn einfangen wollte, aber so dumm war der Fuchsel nicht. Durst, ich hatte nichts zu trinken, weil die anderen nur sauren Most mitnahmen. Aus einem Graben schöpfte ich mir ein wenig Wasser. Nicht weit davon entfernt arbeitete die Frau Laubscher. Ich sollte ihr eine Flasche Wein verdünnt mit Zuckerwasser bringen. Ohne lange zu überlegen, versteckte ich mich und trank die halbe Flasche leer. Aus einem Regenloch füllte ich die Flasche mit halbwegs sauberem Wasser nach. Nur die rote Farbe hatte gelitten. Die Frau war so durstig, dass sie nichts merkte, oder mir das gar nicht zutraute. Auch sie sollte einmal Dreckwasser saufen, wie ich.

„Fuchsel“ muss sterben (Sommer 1929)

Im Sommer, wenn ich manchmal alleine war, zog ich dem Fuchs den Zaum über den Kopf und kletterte auf seinen Rücken. Im Galopp, wie Besessene, rasten wir die steile Strasse hinunter und hinein in den See. Schwimmen war die Leidenschaft von Fuchsel. Ich brachte ihm auch kleine Kunststücke bei, so konnte er auf den Hinterbeinen stehen. Die anderen Buben vom Dorf freuten sich an mir und dem Pferd. Ich war jetzt drei Jahre in Gerolfingen und inzwischen zehn Jahre alt. Eines Tages sagte der Laubscher beim Frühstück: „Dieser Gaul hat keine Kraft mehr und ist alt, wir müssen ihn schlachten“. Ich schrie auf: „Nein, nein“ und rannte davon. Alles Mögliche gab ich dem Pferd zu fressen und blieb möglichst in seiner Nähe. Tage später, als ich von der Schule zurückkehrte, sah ich gerade noch, wie der jüngste Sohn den Fuchs in die Tenne führte. Sofort ahnte ich das Schlimmste. Ich rannte hin und wollte das arme Tier wegreißen. Von irgendwem bekam ich einen heftigen Schlag an den Kopf, ich flog quer über den Platz. Benommen blieb ich liegen. Ein lauter Knall, ein dumpfes Fallen. Ich wusste, was das bedeutete. Nach einer Weile, ich glaubte mich in einem bösen Traum, rannte ich in die Tenne. Der Fuchs hing an seinen Hinterbeinen in der Luft. Das schöne rotbraune Fell lag voller Blut im Dreck, ich sah nur noch rot. Meine Wut steigerte sich ins Unermessliche. In der Schule

und zu Hause gehorchte ich niemanden mehr. Zwei Wochen später fand ich den Hund mit einem Loch im Kopf vor seiner Hütte liegen. „Da hast du eine Schaufel, jetzt kannst du deinen Liebling hinter dem Haus verlocken“, sagte der Laubscher grinsend zu mir. Ich machte dies, dem Bari zu liebe. Behutsam nahm ich ihn auf die Arme und ging zu dem Baum, wo wir beide oft spielten. Traurig grub ich ein Loch, legte Blätter hinein und bettete darauf den Bäh. Es dauerte lange, bis ich seine offenen Augen schloss. Ich wurde zum Mittagessen gerufen. Nach langem Zögern ging ich auch an den Tisch. Grinsend setzte sich der Bauer neben mich. Erst jetzt sah ich, dass auf meinem Teller fast nur Fleisch lag. Das Gegenteil war sonst der Fall. „So friss das, es ist Fuchsel Fleisch“, mehr hörte ich nicht, ich rannte davon und musste mich übergeben. Ich rannte an den See hinunter, zertrümmerte mit einem Stein das Vorhängeschloss, mit welchem das Motorboot gesichert war, stiess das Boot ins Wasser und sprang hinein. Der Motor machte mir keine Mühe. In der höchsten Drehzahl fuhr ich Richtung Sankt Petersinsel. Auf halber Strecke stand der Motor still. Kein Benzin mehr im Tank, die Ruder vergass ich. Auf offener See stand ich still. Nun war ich alleine und weg von diesen Mördern. Halb erlöst und müde schlief ich auf dem Bootsboden ein.

Terrorisieren und töten, sonst töten sie mich

Die kleinen Wellen plätscherten an die Bootswand, als ich einen Motor hörte. Sofort war ich hellwach, meine Verfolger waren da. Es war schon dunkel, als man mich ein paar Mal unter Wasser stiess und mir drohte mich zu ersäufen. Mit nassen Kleidern erwachte ich erst wieder im Keller. So, jetzt geht es los, dachte ich. Es ging los. An den Weinfässern öffnete ich die Hähne, die Konfitüren und Einmachgläser schlug ich hinunter, die Eier zerdrückte ich, das Tablar mit den grossen Broten warf ich in den Dreck, grosse Korbflaschen bearbeitete ich mit Steinen, zuletzt hämmerte ich mit einem Brett gegen die Tür. Es wurde geöffnet, ich hörte Entsetzensrufe und rannte in den Stall an die Wärme. Was dann kam, muss ich nicht aufschreiben. Schmerzen verspürte ich nur noch wenig, ich war abgehärtet. Früh am nächsten Morgen ging ich auf die Heubühne, nahm die Heuschrote, (eine scharf geschliffene Stechschaufel) und stellte mich in Position. Ein Sohn vom Laubscher kam herein, ich liess ihm die Schrote gegen den Kopf fallen. Ich hörte ihn noch hinaus gehen. Zurück kam er nicht mehr. Schnell flüchtete ich in den Werkzeugraum, um nicht gleich in Verdacht zu kommen. Der Sohn erzählte den anderen, dass die Schrote herunter gefallen sei und ihm beinahe den Kopf gespalten habe. Also nicht gelungen, ich bedauerte dies sehr. Der Bauer schoss oft Vögel von den Bäumen. Noch halb lebend, flatterten sie nachher am Boden herum, bis sie elend starben. Dabei schadeten sie doch niemanden. Ich eignete mir die Handhabung des Floberts an und dachte, so jetzt werde ich dem Laubscher bei Gelegenheit zeigen, wie das ist angeschossen zu werden. Eines Tages, nach dem Mittag, spazierte der Bauer unter den Kirschbäumen. Ich ergriff das Gewehr, es war wie immer geladen, zielte gegen ihn und drückte ab. Ich schaute nicht nach ob ich traf, sondern schob schnell eine neue Patrone in den Lauf und legte das

Gewehr an seinen Platz. Die Hülse der verschossenen Patrone verschwand in der Jauchegrube. Ohne Gewissensbisse hackte ich weiter Holz und war erstaunt, als der Bauer kurz darauf die Holzterappe hinauf stolperte. Ohne ein Wort zu sagen, nahm er das Flober, so jetzt erschiess er mich, war mein Gedanke. Er kontrollierte es jedoch bloss und meinte offenbar, dass nicht aus dem Gewehr geschossen wurde. „Du hast Glück gehabt“, sagte er zu mir und verschwand im Haus. Nicht getroffen, dachte ich. Ich war enttäuscht.

Einschlafen und nie mehr erwachen, war mein grösster Wunsch

Terror und Rache, etwas anderes hatte ich kaum mehr im Kopf. Mit zwei Wasserkesseln begab ich mich zum Sodbrunnen. Alle drei Meter stellte ich sie ab, da sie sehr schwer waren. Das Wasser musste beim Nachbarn gepumpt werden (Sodloch). Da rief mir die Frau Dölfi zu, ich solle zu ihr in die Stube kommen. Ängstlich versicherte sie sich mit Blicken aus dem Fenster, dass niemand von den Laubschers in Sichtweite war. Sie sagte zu mir, dass sie mit dem Geschehen ein Ende machen wolle. Sie holte ein altes Tintenfass mir eingetrocknetem Zapfen, Federhalter und Schreibpapier auf den Tisch. Der Brief wurde sehr lang. „Wie heisst dein Vormund“, fragte sie mich, „Ruhier“, antwortete ich, „er wohnt in Biel“, mehr wusste ich nicht. Den Brief durfte ich nicht lesen. „Du kannst bei mir essen, aber kein Wort darüber, dass du bei mir gewesen bist“, mahnte mich Frau Dölfi. Schweigen hatte ich gelernt. Beim Essen sagte ich zu Frau Dölfi, dass ich als nächstes das Haus der Laubschers anzünden werde. Erschrocken sagte sie: „Aber nein, die Tiere würden ja mit verbrennen!“ An das hatte ich im Moment nicht gedacht. Ich schämte mich deswegen. Drei Tage später, ich striegelte gerade Kühe, stand plötzlich ein Mann neben mir. Sehr sauber, mit einer Krawatte und einer goldenen Brille. Er grüsste mich und sagte: „Bruno ich bin dein Vormund, ich möchte mit Herr Laubscher sprechen. Ist er da?“ „Ja“, antwortete ich, und zeigte ihm die Haustüre. Zu meinem Erstaunen machte der Vormund den Laubschers die grössten Vorwürfe. „Ich nehme den Buben sofort weg“, drohte mein Vormund. Der Laubscher wollte sich mit lauter Stimme verteidigen, da las ihm der Vormund den erhaltenen Brief vor, natürlich ohne ihm zu sagen von wem. Der Bauer meinte bloss, dies sei sicher die Person, welche auf ihn geschossen habe, er sei nirgends mehr sicher. Schnell ging ich von der Türe weg, ich hatte genug gehört. Am nächsten Morgen, so gegen neun Uhr, sagte der Bauer wütend: „Wasch dich“. Wie immer in einem abgesägten Weinfass, gefüllt mit stinkendem Regenwasser, wusch ich Hände und Gesicht. Ein halbwegs sauberes Hemd und Hosen warf man mir zu, schnell kleidete ich mich um. Mit dem grossem Reisekorb ging es nach vier Jahren wieder auf den Bahnhof, und von dort nach Biel. In dem Büro des Vormundes war eine Frau, welche mir zulächelte. Ich wurde wieder, wie vor vier Jahren, in einen Raum gesperrt. Der Vormund sagte zu der Frau, dass ich ein schwieriger Bursche sei. Sie war einen Moment still, und meinte, „nein, das kann ich nicht verantworten“. Der Vormund aber meinte, dass sie es mit mir erst mal zwei Wochen versuchen solle und ihm danach Bericht geben. So antwortete die Frau nach langem Zögern endlich mit: Ja. Die Türe ging auf, die Frau

stand vor mir, sie schaute mich von oben bis unten an und meinte: „Probieren will ich es trotz allem, komm Bruno, wir gehen“. Meinen Vornamen hörte ich bis dahin fast nie, immer war ich der Lümmel- Tagedieb- Saukerl usw. So wurde ich nach meiner ersten Meinung, wieder weiter verkauft. Auf ein anderes Leben hatte ich keine Hoffnung mehr.

Von der Hölle fast in den Himmel.

Komisch, aber die Frau nahm mich bei der Hand. Wir gingen in ein Restaurant. Sie bestellte Kaffee und für mich eine Ovomaltine. Ein Teller mit mir fremdem Gebäck stand auf dem Tisch (Schlüfferli). „Bruno“, sagte sie, „du kannst eines nehmen, wenn du Hunger hast“. So gut und freundlich sie auch tat, mein Misstrauen blieb bestehen. Wollte man mich jetzt auf diese Weise verschachern? Ihr Name sei Eggli, sagte sie und ihr Mann sei Lehrer, zu dem ich auch in die Schule dürfe. Das hatte mir gerade noch gefehlt. Es geht schon wieder los, dachte ich. Von dem Gebäck wurde mir schlecht. Mein Magen war krank, ich vertrug nicht einmal mehr gute Sachen. Danach liefen wir zum Bahnhof. Im Zug erklärte sie mir, was sie daheim alles besaßen. Ein neues Haus mit angebauter Scheune, zwei Kühe, ein Rind, Schweine, Hühner, Kaninchen, Bienen und dies alles gebe natürlich recht viel Arbeit. In Büren zum Hof stiegen wir aus. Von dort waren wir in 5 Minuten in meinem neuen Zuhause. Sofort musste ich mich ausziehen und in ein warmes Bad steigen. Zum ersten Mal sah ich Seife und eine Wasserleitung mit Kalt- und Warmwasser, die Wände waren aus weissen Kacheln. Es roch nach Parfüm. Die Frau wusch mich von oben bis unten ganz gründlich ab. Ich wollte mich wieder anziehen, doch meine Kleider waren verschwunden. Sie sagte: „Die Kleider sind dreckig und voller Läuse, ich habe sie in der Heizung verbrannt“. Ich bekam ein sauberes Hemd und mir viel zu grosse Hosen und Strümpfe. Ein paar fast perfekt passende Schuhe wurden anprobiert. Ich verstand die Welt nicht mehr. Sie führte mich in ein Zimmer. Allein ein Bett, alles war ganz neu für mich. Sie sagte: „Das ist jetzt dein Zimmer“. Sie zeigte mir das ganze Haus, ich wurde umher geführt, ich konnte plötzlich die Augen nicht mehr offen halten, es drehte sich mir alles im Kreise. „Bruno du musst ins Bett, du hast Fieber“. Am nächsten Morgen ging Frau Eggli mit mir zum Arzt nach Bätterkinden, warum verriet sie mir nicht. „Ausziehen“, sagte der Arzt. Mürrisch zog ich mich aus. Er schaute mich komisch an, schüttelte den Kopf und sagte: „Gibt es so etwas. Der ganze Körper blauschwarz und Eiterbeulen“. Hinter meinen fast abgerissenen Ohren, tropfte Wasser. Der Arzt nahm ein Messer und schnitt mir eine schmerzhaft Stelle auf. Es tropfte auf den Boden. Er fragte mich: „Tut das weh?“, ich hob die Schultern und sagte: „Nein“. Darauf meinte der Arzt, dass ich praktisch kein Schmerzgefühl mehr habe. Er wollte wissen, wie dies möglich geworden sei. Frau Eggli erzählte ihm einige Sachen, ich staunte darüber, woher sie das alles wusste. Der Arzt machte sich Notizen und nahm auch die Adresse der Laubschers auf. „Der wird sich noch wundern“, meinte er. Sofort wurde es in meinem Kopf finster, das kann nie gut gehen, jetzt, da Frau Egli alles über mich wusste. Sie merkte meine verzweifelte Stimmung, und über meinen Kopf streichelnd, meinte sie

zu mir: „Komm Bruno, das wollen wir alles vergessen“. Der Arzt sagte noch mit gutmütiger Stimme: „Du musst jetzt nur noch machen, was Frau Eggli sagt“. Zurück zu Hause, musste ich wieder ins Bett. Beim Husten kam Blut. Am Abend kamen Leute an mein Bett, grüssten mich und schauten mich an, als ob ich Hörner auf dem Kopf hätte. Frau Eggli erklärte mir, wer die Leute waren. Der Sohn Fritz, die Beatrice, die Metta, die Klara und die Maria. Drei Töchter seien Lehrerinnen. Sofort dachte ich bei mir, da wirst du ja was erleben, bei gleich drei Lehrerinnen. Aber ich staunte, denn sie waren alle sehr freundlich zu mir. Später sagte Frau Eggli zu mir, dass ich doch Mutter zu ihr sagen soll. Das kostete mich zuerst grosse Überwindung. Schliesslich dachte ich mir, dass ich dann endlich auch eine Mutter habe, wie die anderen Kinder. Nach drei Tagen, konnte ich zum Essen wieder aufstehen. Der Arzt besuchte mich und meinte, ich sei auf dem Weg der Besserung. Erstmals in meiner Jugend erhielt ich genug zu Essen. Sehr bald rief ich: „Mutter, ich will nicht mehr im Bett bleiben, ich möchte etwas machen“. „Gut Bruno, du kannst jetzt die Kaninchen füttern, sie gehören ab heute dir, du bist aber auch verantwortlich, dass sie richtig gehalten werden“. Der Mann von der Mutter, ich rief ihn in der Zwischenzeit Papa, schaute mir bei der Arbeit interessiert zu, er beobachtete, wie ich die Dinge in die Hand nahm. Es waren bald zwei Wochen vorbei, und es kam der Moment, dass sie mich wieder wegschicken würde. So war es ja abgemacht worden, bei meinem Vormund, dass sie es erst mal zwei Wochen mit mir versuchen sollen. Ich wurde zusehends böser, die Mutter fragte mich nach dem Warum. Ich antwortete: „Ich werde ja doch wieder als billiger Knecht weiter verkauft“. Die Mutter führte mich in die Stube, zog mich an sich und sagte: „Nein Bruno, du bleibst bei mir. Der Vormund nimmt dich nicht mehr weg, ich habe es ihm geschrieben“. Wie von einem bösen Traum erwacht, vergrub ich mein Kopf in ihrer Schürze und weinte vor lauter Freude. Ich fing jetzt richtig an zu arbeiten, der Papa und die Mutter halfen mir, wenn es für mich zu anstrengend wurde. Auch wurde ich gelobt, wenn ich mir besonders Mühe gab. Schläge und Stecken, Seile und andere Gegenstände, dieses gab es nicht mehr für mich. Hatte ich doch eine kleinere Gaunerei gemacht, musste ich am Sonntagnachmittag ins Bett.

Mutter und ich hatten ein Geheimnis, es war auch zu meinen Gunsten Ich hatte immer noch Momente, da starrte ich stundenlang in eine Ecke. Ich dachte an den Laubscher, seine Frau und die ganze Sippe. Ich dachte an die Schläge mit Seilen, Stecken und anderen Gegenständen. Ich sah die Folterei, die Entbehrungen und das Verstössen zu werden. Das blieb tief in mir eingebrannt. Fürchterliche Wut stieg in diesen Momenten in mir auf. Die Laubschers konnten froh sein, dass sie weit von mir weg waren, sonst hätte ich mich an ihnen gerächt. "He, Bruno, an was grübelst du eigentlich immer", fragte mich mein Papa in solchen Momenten. Ich sagte es ihm nie, nur die Mutter wusste, was in meinem Kopf herumgeisterte. „Bruno, kannst du melken?“ fragte mich einmal die Mutter, ich verneinte. „Gut“, meinte sie, „dann will ich es dir beibringen“. Ich lernte es schnell. Bald schon gehörte der Kuhstall zu meinem Verantwortungsbereich. Ich wunderte mich schon sehr darüber, was man mir schon

alles zu- und anvertraute. Ich gab mir grosse Mühe alles möglichst gut und ordentlich zu machen. Nur in der Schule wollte es nicht so recht klappen. Ich hatte in den ersten 4 Schuljahren nur sehr wenig gelernt. Der Papa hatte auch noch andere Schüler und nicht viel Zeit für mich. Am Abend nach der Arbeit sassen mir die drei Töchter (Lehrerinnen) im Nacken und jede wollte es besser wissen. Dazu spielte die vierte Tochter auf dem Klavier, und schon schaltete mein müder Kopf auf aus. Der Papa trank viel Alkohol. Die Mutter schämte und ärgerte sich sehr darüber. Auch der Sohn Fritz trank nach seinen Stunden im Büro oft. Der Papa war zu der Mutter ziemlich böse. Sie brauchte seiner Meinung nach zuviel Geld, wie ich oft hörte. Dabei versoff er es im Wirtshaus. Die Mutter liebte schwarze Schokolade, davon wusste der Pappi und wettete vom Sparen und das Schokolade viel zu teuer sei. Ein bis zwei Mal die Woche gab sie mir heimlich Fr. 1.25. Ich wartete dann einen günstigen Augenblick ab und rannte zum Dorflädeli. Kam ich dann zurück, versteckte ich die Schokolade sorgfältig in einer Schublade. Ich bekam immer eine Stange von der Schokolade. Ich habe die Mutter natürlich nie verraten. Der Papa glaubte das Schokoladen essen habe sein Ende gefunden. Die Mutter und ich hielten zusammen, wie Pech und Schwefel. Ich war bestrebt „meinen“ kleinen Hof immer gut im Schuss zu halten, was mir im Dorf schliesslich einen guten Ruf einbrachte. Neben seiner Arbeit als Lehrer war der Papa auch noch Gemeinbeschreiber, Steuerbeamter, Stromableser und Geldeintreiber. Ich half mit und ging den säumigen Bauern und Knechten mit den offenen Rechnungen nach, um sie zum Zahlen aufzufordern. Diese Arbeit machte mir Spass. Pro Rechnung erhielt ich 40 Rappen, so hatte ich immer Geld im Sack. Bündelweise trug ich Banknoten auf die Bank oder die Pos. Es fehlte nie etwas.

Der böse Knecht der Käserei und ich glaubte doch im Recht zu sein

Wenn das selbst verdiente Geld in meinem Portemonnaie zu viel wurde, musste ich das Geld in eine Kasse legen. Sparen musst du, sagte man mir, dann hast du im Alter etwas. Aber das Alter kümmerte mich als zwölf Jahre alter Bub wenig. Ich wollte jetzt etwas davon haben. Wenn ich Gras mähte, spannte ich die beiden langsamen Kühe vor den Wagen. Andere Bauern hatten Pferde. Ich genierte mich ein wenig. Ich bettelte eines Tages bei der Mutter, sie solle uns doch ein Pferd kaufen. Die Arbeit ginge dann auch viel schneller. „Nein Bruno, das können wir nicht, das Geld reicht uns nicht. Wir haben ein neues Haus gekauft und kein Geld für ein Pferd“. Es wurde also nichts aus meinem Traum, ich musste weiter mit den lahmen „Watschen“ fuhrwerken. Abends trug ich die frisch gemolkene Milch in zwei Kesseln zu der Käserei. Die Kessel passten mir nicht. Ich wollte auch ein „Bräntli“ und die Milch auf dem Rücken tragen, wie die Grossbauer. Es ging nicht lange und ich bekam eines, wenn auch ein kleines, bloss zwanzig Liter fassendes, glänzendes „Bräntli“. Manchmal nahm mir die Mutter zwei Liter weg für die Küche. Ich mochte das nicht, ich war stolz darauf, immer zwanzig Liter auf die Waage zu bringen. So schlich ich mich einmal leise hinter dem Haus weg, so dass mich niemand sah, als ich die Milch in die Käserei brachte. Das ich am nächsten Morgen keine Milch zu trinken hatte,

überlegte ich mir leider nicht. Alle Bauern, die Milch in die Käserei brachten, durften gleichviel Schotte mit nach Hause nehmen. Ich füllte das Brüntli immer bis zum Rand, da die Mutter gern viel Schotte hatte, für die Schweine. Der Käsereien Knecht war ausser Sicht, meinte ich, ich wollte gerade den Deckel auf das randvolle „Brüntli“ schlagen, da packte mich der Knecht und warf mich in die grosse „Schotten Büti“. Die Schotte war noch heiss. Die anwesenden Bauern hatten eine Riesen Freude und krümmten sich vor Lachen. Ich lies alles liegen und rannte zurück zur Mutter. Mit einer Wut im Bauch erzählte ich ihr die Geschichte. Der Papa kam hinzu, wir gingen zusammen in die Käserei. Der Knecht und der Papa diskutierten hin und her. Der Knecht behauptete, ich hätte ihn mit Arschloch betitelt. Schon bekam ich eine Ohrfeige vom Papa. In der Aufregung tat sie mir nicht einmal weh. Kurze Zeit später, wechselte der Knecht die Stelle. Die Sache nahm wieder ihren normalen Lauf. Für die schwere Feldarbeit, lieh uns der Nachbar zeitweise zwei Pferde für einen halben Tag. Da der Papa ein wenig Angst vor Pferden hatte, nahm ich die Sache an die Hand. Ich besass ja Erfahrung mit Pferden. Als Gegenleistung half ich dem Nachbar auf seinem Feld. Ich machte das gerne, ich bekam dafür ein paar „Batzen“ zum „gängelen“.

Zufrieden, fast glücklich ging das Leben weiter

Der Herbst nahte, es kam der Fraubrunnen Märli. Wir hatten den ganzen Tag keine Schule. Ich kaufte mir eine grosse Mundharmonika, legte mich ins hohe Gras und übte, bis ich ein wenig spielen lernte. Eigentlich wären mir Handharmonika Stunden lieber gewesen. Mir wurde jedoch gesagt: Klavier Stunden kannst du haben. Dies wollte ich nicht, ich hörte schon genug von dem Geklimper der Töchter. Die Egglis machten aus mir bald schon einen brauchbaren Kerl. Wenn ich alleine war, glaubte ich trotzdem leise zu hören: Verdingbub, Unehelicher, Vagant. Die anderen Kinder besaßen „richtige“ Eltern und konnten bei ihnen Schutz und Geborgenheit finden. Ich versteckte mich immer, wenn ich weinen musste. Ich fragte mich dann oft, warum ich mit diesen bösen Namen: Verdingbub, Unehelicher, Vagant auf die Welt gekommen war.

Ich kam in die achte Klasse und in die Kinderlehre und Predigt. Sie erzählten dort von Gott und wie der den Menschen helfe. Mit einem Ohr hörte ich zu, die Augen kämpften mit dem Schlaf. Ein Pfarrer war es ja, der mich zuerst als Verdingbub verschacherte. Und diesen Leuten sollte ich noch etwas glauben. Offenbar war auch dieser Pfarrer über meine Herkunft im Bilde, er behielt mich stets im Auge. In der neunten Klasse musste ich mit drei anderen Buben nach Limpach in die Unterweisung. Ich konnte einfach nicht glauben, dass es einen lieben Gott gibt. Oder er war, wenn ich ihn brauchte immer in den Ferien. Alle Kinder aus dem neunten Schuljahr, aus drei Gemeinden, sassen beim Pfarrer in der Unterweisung. Ich arbeitete, anstatt zuzuhören, an einer neuen Erfindung. Ich steckte ein Stück abgebrochene Uhrwerkfeder in einen Spalt des Schulpultes, spannte die Blattfeder, legte einen kleinen Stein vorne darauf und fertig war mein Geschütz. Vorne am Pult stand der Pfarrer und erzählte etwas von

Gott. Mich aber nahm wunder ob meine Erfindung den auch funktionieren würde. Im Unterweisungszimmer ging das natürlich nicht und ich wollte auch wirklich nicht. Doch plötzlich beim Spielen, sprang mir die Feder aus der Hand, der kleine Stein sauste los und traf den Pfarrer an seiner Stirn. Er wischte sich das Gesicht ab und las weiter aus der Bibel. Ich war sehr erschrocken, es war keine Absicht. Als er mit dem Lesen fertig war, kam er auf mich zu. Ich hoffte schon, er habe nicht gemerkt von wo der Stein ihn traf. „Bruno“ und schon hatte ich eine saftige Ohrfeige. Ich merkte schnell, das auch dieser Pfarrer eine gute Handschrift besass. Ich stellte mich vor ihn hin und offerierte, mich beim nächsten Schlag zu revanchieren.

Das kaputte Kakao Häfeli und (schlimmer) Mutter sagte kein Wort mehr zu mir

„Wer das Wort Gottes nicht hören will, dem sollte man einen Mühlstein um den Hals hängen und im tiefsten Meer ertränken“, drohte der Pfarrer mir und „Bruno, du bist ein Flegel, ich werde Herr Egli sagen, dir sei gar nichts von der Religion beizubringen. Und nun, mach das du raus kommst, ich will dich nicht mehr sehen“. Jetzt hatte auch der Pfarrer erkannt, ich war nicht bereit an Märchen zu glauben. Ich schlich mich zu den Kirschbäumen, die gehörten dem Pfarrer. Schön glänzend und süss waren sie. Viel zu lange hielt ich mich dort auf. Ich rannte schnell nach Hause. Nach einer halben Stunde angekommen, fragte mich die Mutter, wo ich gewesen sei und warum ich so spät nach Hause komme. Mein blau verschmierte Mund kam ihr auch komisch vor. Ich erzählte ihr von meinem Missgeschick, mit meiner neuen Erfindung und versicherte ihr, dass ich dies wirklich nicht beabsichtigte. Der Papa stand hinter mir, ich bemerkte ihn nicht. Auf dem Tisch stand das aufgewärmte Essen und das Kakao Häfeli. Ich merkte, wie der Papa die Hand hob und duckte mich, das Kakao Häfeli flog über den Tisch, durch das Fenster, in den Garten. Erst jetzt wurde mir bewusst, was ich da angestellt hatte. Beide waren sie sehr wütend auf mich. Wie konnte ich nur die Mutter trösten, denn sie tat mir wirklich leid. Ich kaufte ihr, von meinem Geld, eine grosse Tafel Schokolade, legte diese so hin, dass sie die Schokolade finden musste. Aber auch dieser Versuch sollte nichts helfen. Den ganzen Tag sagte sie kein Wort zu mir. Das ich am folgenden Sonntag ins Bett musste, anstatt Hornussen zu gehen, das lag auf der Hand. Ich musste mich auch beim Pfarrer entschuldigen, wegen meinem dummen Streich und den gestohlenen Kirschen. Es kostete mich grosse Überwindung. Aber es musste wohl sein, dann war die leidige Sache endlich vorüber.

Der Samichlaus und die Armbrust

Der Winter nahte, es wurde Weihnachten. Die Kälte machte mir nicht mehr zu schaffen, ich wog fast neunzig Kilo. Kraft besass ich im Übermass und fürchtete kaum jemanden mehr. Abends in der Stube, der Weihnachtsbaum leuchtete, bekam ich ein Geschenk. Eine Armbrust. Wir sangen gerade ein Lied, da klopfte es an der Tür. Herein kam ein Samichlaus. Ich ahnte, wer dies wirklich sein mochte und lachte. Nach einer Weile verliess der Samichlaus das Zimmer, alle waren ein wenig enttäuscht, weil ich keinen Respekt zeigte. Der Papa meinte zu mir: „Gehe

doch mal hinaus in die Dunkelheit und laufe um den Misthadoopoch mal hinaus in die Dunkelheit und laufe um den Misthaufen, vielleicht siehst du den Samichlaus noch einmal". Der Papa hoffte, dass ich ein bisschen Angst und Respekt kriegen würde. Mit geladener Armbrust lief ich los. Tatsächlich begegnete mir bei meinem Rundgang ein verkleidetes „Ungeheuer“, dazu noch ein brüllendes. Ich überlegte nicht lange, ich zielte und schoss, drehte mich um und ging in das Haus zurück. Alle lachten und glaubten, ich hätte jetzt den nötigen Respekt vor dem Samichlaus. Aber es war anders, als sie es sich vorstellten. Ich hörte nach meinem gezielten Schuss ein: „Autsch“. Ich wusste, der Schuss traf. Am nächsten Morgen, beim gemeinsamen Frühstück, trug der Sohn Fritz ein grosses Pflaster auf der Stirn. Niemand sagte warum, ich hatte da meine Vermutung. Es wurde nicht darüber gesprochen. Schliesslich fragte ich ihn grinsend, wo er den seinen Kopf angeschlagen habe? Er gab mir keine Antwort und lief vom Tisch. Die Mutter schaute mich böse an. Ich hörte, wie sie am Abend zu einander sagten, es sei wohl ein Fehler gewesen und hätte schlimm ausgehen können. Meine Armbrust verschwand spurlos, ich fragte nie nach dem Verbleib von ihr. Dabei hätten sie damit rechnen müssen, dass ich mich nicht so schnell fürchte.

Der Frühling darauf, war zuwenig Heu vorhanden für die zwei Kühe. Sie gaben dadurch weniger Milch. Ich solle das Heu noch mehr strecken, sagte die Mutter. Das „Grauli“ und der „Schnäggu“ verstanden dies nicht und brüllten den ganzen Tag. Ich mochte dem nicht mehr zuhören, es schmerzte mich. Schnell entschlossen spannte ich die beiden hungrigen Kühe vor den Wagen. Ich fuhr zum Grossbauer, dem ich im Sommer oft half. Ihm trug ich mein Leid vor, er lachte. Ob mich der Papa geschickt habe, fragte er mich. Ich antwortete: „Nein“. „Ich kann dir schon Heu geben“, meinte der Bauer zu mir, „aber du musst es selber aufladen“. Ich dankte herzlich und zufrieden machte ich mich an die Arbeit. Es kam ein ordentliches Fuder zustande. Stolz fuhr ich auf dem Wagen nach Hause. Die Mutter entdeckte mich zuerst. Sofort stand sie neben mir und fragte nach der Herkunft des Heus. „Vom Portner Sami“, antwortete ich stolz, „er hat es mir geschenkt“. „Dem sagt man Betteln“, meinte die Mutter und das dulde sie nicht. Am Abend kam der Sami zu uns, der Papa entschuldigte sich und wollte das Heu bezahlen. Sami lachte. Er wollte kein Geld. Mein Handeln sei richtig gewesen, sagte er.

Im gleichen Sommer fragte mich die Mutter, welchen Beruf ich lernen wolle. Ich antwortete sofort: „Ich werde Schmied“. Erstaunt sah mich die Mutter an und fragte, ob ich mir das auch gut überlegt habe. Ich war fest davon überzeugt, ich beobachtete oft den Dorfschmied bei seiner Arbeit. Wen die Funken stoben beim Schlagen des heissen Eises, dann gefiel mir dies immer sehr. „Bruno“ sagte der Dorfschmied, als ich bei ihm vorbeischaute, „das Schmieden ist ein Kunsthandwerk, da macht mir keiner was vor“. Auf der Esse brannte das helle Kohlenfeuer, der Raum war dunkel. Fasziniert schaute ich auf das glühende Hufeisen. Ich müsse nur den Sinn und ein gutes Auge für diesen Beruf haben, dann könne ich ein stolzer und guter Schmied werden, versprach der Dorfschmied mir. Begeistert, als gäbe es keine andere Möglichkeit mehr,

rannte ich nach Hause und überzeugte die Mutter davon, dass dies der einzige richtige Beruf für mich sei.

Endlich aus der Schule, die Lehrzeit beginnt

Mutter fand eine Lehrstelle in Wengi bei Bühren an der Aare. Ich stellte mich meinem zukünftigen Lehrmeister vor. Er gefiel mir gut, sein Name war Zurbuchen. Er erklärte mir, dass er viel Arbeit in Aussicht habe und deshalb einen Lehrling anstellen wolle. Ich könne nach meiner Konfirmation bei ihm anfangen. Er hole mich, wenn es soweit sei, mit dem Auto ab. Stolz sagte er zu mir, er sei der einzige in der ganzen Gemeinde, der ein Auto besitze. Mit grosser Begeisterung radelte ich nach Hause und berichtete die Neuigkeiten. Ich fühlte mich schon als halber Schmied. Die Mutter meinte vorsichtig, ich solle nicht zu optimistisch sein, es gebe überall Enttäuschungen. Meine Konfirmation näherte sich endlich, ich konnte es fast nicht mehr erwarten aus der Schule zu kommen. Als Geschenk erhielt ich eine Taschenuhr. Ich zog ich sie alle zehn Minuten aus der Tasche um für alle sichtbar die Zeit abzulesen. Damals kostete eine Taschenuhr aus der Epa fünf Franken, das war sehr viel Geld. Zum Glück werde ich kein Bauer oder noch schlimmer ein Knecht, da diese auch am Sonntag immer arbeiten mussten. Ein Schmied dagegen hatte den ganzen Sonntag frei. Der lang ersehnte Tag kam, der Schmied fuhr mit seinem Auto vor um mich abzuholen. Ich verabschiedete mich bei den Egglis. Ich suchte die Mutter und fand sie in der Küche, sie wischte sich gerade das Gesicht ab. Ich umarmte sie und sagte: „Mutter, ich danke dir dafür, dass du mich damals nicht wieder zurück geschickt hast. Ich werde dich am meisten vermissen“. Sie drückte mir ein Zweifrankenstück in die Hand. Meine Gefühle rasten auf und ab, ich wusste, ich werde nie mehr eine solche Mutter finden. Bevor der Lehrmeister seinen Fiat ankurbelte sagte er: „Sie ist sicher eine gute Frau und Mutter“, „ja“, antwortete ich, „sie hat mich aus dem Dreck gezogen und vor dem Schlimmsten bewahrt“. Er war ein bisschen erstaunt ob meinen Worten, er kannte meine frühere Herkunft nicht. Der Fiat mit seinen Holzspeichen-Rädern, dem Klappverdeck und der Schaltung und Handbremse auf dem Trittbrett, rumpelte in die Nacht hinein, Richtung Wengi. Dort angekommen, zeigte mir die Frau des Schmiedes mein Zimmer. Es war ein alter Schlag, nicht geheizt, ein Schrank mit schiefen Türen, ein Tischlein, ein Bett. Waschen konnte ich mich aus einer Schüssel auf der Kommode. Die Fenster waren frisch geputzt, ich sah noch die Striemen. Das der Spiegel an der Wand fast blind war, störte mich nicht. In der Familie meines Lehrmeisters waren vier schulpflichtige Knaben. Eine Grossmutter lebte ebenfalls bei ihnen. Es sollte also nicht langweilig werden. Morgens um sechs schlug der Schmied mit der Faust an meine Tür. Vor dem Frühstück machte ich Feuer auf der Esse. Er molk in der Zeit zwei Kühe, die sie neben der Schmiede hielten. Dann gab es Frühstück. Ich ass drei Jahre lang Rösti und nochmals Rösti. Sie schmeckte mir aber gut und es gab zum Glück immer genug davon.

Die Lehrzeit als Schmied

An meinem ersten Arbeitstag durfte ich bereits feilen, bohren und schmirgeln. Er war sehr interessant, der erste Einblick in die vielfältigen Arbeiten, welche in einer Schmiede anfallen. Am zweiten Tag kam ein Bauer mit zwei Pferden. Sie mussten neu beschlagen werden. Der Lehrmeister sagte zu mir, ich solle die Hufe der Pferde hochhalten und wenn ich die Arbeit gut mache eventuell ein Trinkgeld von dem Bauer herauschaue. Hufe hochzuhalten, insgesamt acht mal, ich glaubte den Mittag niemals mehr erleben zu können. Für den Meister war dies keine besondere Leistung. Er war jedoch erstaunt, weil ich überhaupt keine Angst vor Pferden zeigte. Tatsächlich gab mir der Bauer fünfzig Rappen Trinkgeld. Ich freute mich und hoffte, so ein freizügiger Bauer möge doch jeden Tag kommen, wegen dem zusätzlichen Verdienst. Es gab aber auch Pferde, die schnappten und schlugen aus, solche die mit den Vorderbeinen an der Wand hochstiegen. Da war es klug sehr gut aufzupassen, damit man nicht getroffen wurde. In der ersten Zeit meiner Lehre schmiedete ich kleine Sachen, mit der Zeit kamen grössere dazu. Meine Hände waren geschwollen und schmerzten. Manchmal vermochte ich den schweren Schmiedehammer kaum mehr in den Händen halten. Der Meister scherzte oft: „Das ist halt Eisen und keine Kuhbürste“. Mein Meister war streng aber gerecht. Für gute Arbeiten lobte er mich und bei den Fehlern zeigte er mir, wie ich es besser machen soll. Ich übte immer solange, bis mir eine Arbeit gelang. In dem blauen Overall war ich ein Handwerker, nicht mehr „nur“ ein Bub, das gefiel mir gut.

Da die Bauern ihre Rechnungen oft sehr spät bezahlten, besass der Schmied manchmal zu wenig Geld, um die zum Schmieden benötigte Kohle und das Eisen zu kaufen. Ich verdiente im ersten Lehrjahr fünf, im zweiten sieben und im dritten zehn Franken im Monat. Die Frau vom Schmied wusch mir die Kleider, die ich aber natürlich selber kaufen musste. Zum Glück bekam ich von meiner vorherigen Pflegemutter manchmal Kleider zum Austragen. Im Sommer schickte mich der Meister tageweise zu einem Bauer in die Heuet, ich verdiente dabei fünf Franken an einem Tag. Das half gut mit, meine Finanzen ein wenig aufzubessern. Einen Tag in der Woche musste ich in die Gewerbeschule nach Lyss oder Aarberg. Im Winter, mit dem Velo, dauerte die Reise manchmal über eine Stunde. In der Pause gingen wir hungrigen Lehrlinge zu einem Bäcker, der verkaufte uns Tüten mit gebrochenen Biskuits, zu einem Preis von fünfzig Rappen. Manchmal war das Zeug so alt, dass die halbe Schule erbrechen musste und uns noch tagelang schwer im Magen lag. Um dieser Gefahr zu entgehen, kaufte ich zwischendurch für zehn Rappen Brot.

Lehrlingsprüfung und Rekrutenschule

Die drei Lehrjahre vergingen sehr schnell. Es kam die Lehrabschlussprüfung. Im Berner Tierspital fand die praktische und an der Gewerbeschule in Biel die theoretische Prüfung statt. Ich schloss mit der Note 1.4 ab. Der Meister sagte stolz zu mir: „Dies ist die beste Note, die mir ein Lehrling je gebracht hat“. Er war aber auch ein guter Lehrmeister und ich hatte immer

Freude am Beruf. Ich suchte eine neue Stelle und fand eine in Rüttschelen bei Langenthal. Auf meinem Occasion-Velo, ich musste achtundfünfzig Franken dafür bezahlen, fuhr ich los, um die neue Arbeitsstelle zu besichtigen. Der neue Meister und ich waren uns schnell einig. Zwölf Franken Wochenlohn und Kost und Logis. Mein Lehrmeister meinte nur, ich sei ein „Löli“, fünfzehn Franken hätte ich verlangen sollen. Das wollte ich mir merken, für ein nächstes Mal. Der neue Meister war mit einer zwanzig Jahre jüngeren Frau verheiratet. Sie hatten zusammen einen vier Jahre alten Sohn. Da mein Meister mehr in der Beiz hockte, anstatt zu arbeiten, musste ich vieles selber machen. Er war oft so besoffen, dass er nicht einmal mehr seine Kuh melken konnte. Die Bauern kamen nur mit ihren Pferden, wenn er nicht da war. So wurde ich Stellvertreter des Meisters und bestimmte selber, was ich wann machen wollte. Seine Frau half mir bei der Arbeit. Sie sorgte auch dafür, dass ich den Lohn regelmässig bekam. Ich war nun selbstständig und niemandem mehr Rechenschaft schuldig über mein Tun und Lassen und konnte kommen und gehen, wie ich es wollte. Nur mit dem Geld war ich immer knapp. Ich suchte mir möglichst Freundinnen die selber ein wenig Geld verdienten. Glücklicherweise fand ich oft welche, denn wenn sie merkten, dass ich auf das Geld schaute, musste ich wieder eine neue suchen. So sah also mein Junggesellen Leben aus. Ich konnte es mir gar nicht schöner vorstellen. Bei der Rekruten-Aushebung meldete ich mich bei den Militär-Hufschmieden. Zuerst galt es eine Prüfung zu bestehen. Ich nahm sie auf die leichte Schulter und bestand sie ohne Probleme. Im Januar 1939 rückte ich in die Hufschmied-RS in Kloten ein. Acht Franken trug ich an Bargeld im Sack. Der Tagessold war achtzig Rappen. Wir waren einhundertundvierzig Mann, alles Hufschmiede. Eingerückt war ich noch gerne, aber nach drei Tagen bekam ich schon genug vom Militär. Immer dieses Gebrüll und streng gehorchen sollte man auch noch. Dies war nach meiner erlebten Freiheit nicht der gewünschte Zustand. Nach einer Woche holten wir am Bahnhof einhundertunddreissig Regie-Pferde ab. Ausgerechnet an dem Tag musste ich auf die Wache und konnte bei der Zuteilung nicht dabei sein. So bekam ich kein Pferd. Am nächsten Tag übten sie fleissig das Satteln und Zäumen, nur ich spazierte in der Gegend herum. Der Leutnant brüllte mich an, ob ich mein Pferd nicht satteln wolle. Grinsend antwortete ich ihm, es sei wohl besser, wenn ich nach Hause gehe, da ich ja kein Pferd habe. Wütend ob meiner frechen Bemerkung schrie er: „Rekrut Zahnd! Noch eine Frechheit und sie sind der erste im Loch!“ Irgendwie schien ihm meine Visage nicht zu passen, er nahm mich von da an aufs Korn. Als Strafe für meine freche Antwort, musste ich in der Reithalle mit Rechen und Korb den Pferdemist zusammen sammeln. Zum Reiten kam ich nicht, bis zu dem dritten Tag meiner RS, als das vorderste Pferd einer Kolonne hochstieg und auf den Rücken fiel. Der Reiter, ein Korporal, brach sich die Rippen. Da mir immer noch kein Pferd zugeteilt war, meinte der Leutnant zu mir, das ich mit meinem frechen Maul dieses wilde aber schöne Pferd wohl zähmen könne. Das Pferd hiess Tex. In seinem langen Schwanz war ein blauer und ein roter Bündel eingeflochten. Dies bedeutete, der Tex biss und schlug. Vorsichtig näherte ich mich ihm und nannte dazu ruhig seinen Namen. Ich hatte stets ein wenig Hafer oder ein Stück hartes

Brot im Sack. Ich merkte schnell, das Tex geschlagen worden war und sich deswegen aggressiv verhielt. Tagelang fütterte ich ihn aus meiner Hand, immer darauf gefasst, er könnte plötzlich beißen. Mit der Zeit kannte er meine Stimme und wusste in welcher Tasche Brot zu finden war. Sobald sich andere Leute dem Pferd näherten, reagierte er unruhig und stieg auf die Hinterbeine. Nach zwei Wochen bekam ich ihn soweit, das er sich gegenüber mir, wie jedes andere Pferd verhielt. Er begann mir nachzulaufen. Misstrauisch beobachtete uns der Leutnant. Nach weiteren zwei Wochen wollte er Tex auch einmal reiten. Tex war anderer Meinung. Eine Offiziers Annäherung schien ihm nicht zu gefallen, er zeigte seine gelben Zähne und biss und schlug nach dem Leutnant. Dem Leutnant gelang es nicht in den Sattel zu steigen. Wir Rekruten hatten unser grösstes Vergnügen an dieser Vorstellung. Nachher hatte ich die grösste Mühe Tex wieder zu beruhigen. Eigentlich war Tex ein Offizierspferd, er war schön und kräftig gebaut, mit einer langen Mähne. Sechs Woche vergingen, Tex und ich wurden gute Freunde. Die Allmend in Kloten (heute Flughafen) war unfreundlich und kalt. Wir ritten im Sumpf und Dreck. Nach kurzer Zeit, die Pferde waren übermütig, wurde ein Rekrut aus dem Sattel geworfen. Das Pferd rannte im dichten Nebel davon. Ich bekam den Befehl, das Pferd zu suchen. Ich ritt fast eine Stunde im Gelände, bis ich ein Wiehern hörte und den Ausreisser fand. Er stand bis zum Bauch im Dreck, unfähig sich selbst zu befreien. Mit einem befestigten Seil an dem Sattel des Pferdes und Tex, gelang es mir mit Vorsicht, das Pferd unverletzt zu befreien. Nass und dreckig kamen wir nach langem in die Kaserne zurück. Der Leutnant war wütend über meinem langen Ausbleiben und drohte mir mit Arrest. Ich hätte zuerst Meldung machen müssen über die Situation, bevor ich handeln durfte. Mein Kopf war aber nicht militärisch eingestellt, als ich das Pferd ängstlich im Dreck stehen sah. Ich handelte nach meinem Empfinden, nicht militärisch. Da hatte ich wohl kurz vergessen: Zuviel Denken im Dienst war verboten.

Ein Brief von meiner leiblichen Mutter aus Oberstocken

Gegen Ende der RS hiess es Abschied nehmen von Tex. Die Pferde mussten in die Regie zurück. Ich führte Tex in der Kolonne zum Bahnhof, plötzlich fing er an zu spinnen, als ob er merken würde, was mit ihm gespielt wurde. Es war ein kleines Kunststück bis ich ihn im Bahnwagen verladen konnte. Ich gab ihm den Rest Brot aus meiner Tasche, klatschte noch einmal seinen Hals und ging hinaus. Kaum draussen, fing er an zu brüllen und hämmerte mit seinen Hufen an die Wand. Noch einmal ging ich hinein um Tex zu beruhigen, es nutzte wenig. Der Zug fuhr ab, ich hatte zum zweiten Mal ein vertrautes Pferd verloren. Die RS ging zu Ende, es kam der Tag der Entlassung. Uniformiert mit Sack und Pack ging ich wieder zurück nach Rütshelen. Erstaunt sah ich in der Schmiede einen fremden Mann arbeiten. Ich fragte den Meister, was da los sei. Seine Antwort lautete: Er habe nicht solange auf mich warten können und deswegen einen anderen angestellt. Der arbeite für zehn Franken die Woche, nicht sowie ich für zwölf. An diese harten Bräuche musste ich mich erst noch gewöhnen. Es kam mir in den Sinn, das meine leibliche Mutter mir einen Brief geschrieben hat und darin vorschlug, ich solle

doch nach Oberstocken kommen und in der KW Thun Arbeit suchen. Da ich keine Schlafgelegenheit mehr hatte, was blieb mir anderes übrig. Ich packte meine Habe zusammen und reiste nach Oberstocken. Meine Mutter meinte als erstes, ich müsse ihr Kostgeld abgeben. Zuerst musste ich jedoch Arbeit finden. Am nächsten Tag radelte ich nach Thun zu der KW. Dort wurde mir gesagt, ich sei eine halbe Stunde zu spät gekommen, sie hätten gerade einen Schmied angestellt. Faule Ausreden, dachte ich bei mir und fuhr zurück nach Oberstocken. Tagelang fuhr ich von Dorf zu Dorf und fragte bei den Schmieden nach Arbeit. Es war nichts zu machen. Eine knappe Woche lebten Mutter und ich mit meinen drei Halbgeschwistern und dem Gödu unter einem Dach. Eines Morgens hörte ich, wie Gödu zu meiner Mutter sagte: „Ich muss zur Arbeit und dieser faule Hund liegt oben im Bett“. Das war Musik in meinen Ohren, ich erinnerte mich noch zu gut an die erste Begegnung mit Gödu und seine bösen Worte. In Hosen und Socken sprang ich in die Küche, packte ihn und warf ihn auf den harten Sitzofen und verprügelte ihn dort jämmerlich. Die Mutter bekam Angst und zerrte mich an den Haaren weg. Blutend und jammernd lag Gödu am Boden, er konnte an diesem Tag nicht zur Arbeit gehen. Für mich war eine alte Rechnung beglichen.

Das Leben geht weiter

Ein paar Tage nach der „Schlacht“ mit Gödu, klopfte es an der Haustüre. Die Mutter sagte zu mir, ich solle aufmachen, aber nicht sagen wer ich sei. Mir wurde klar, meine Mutter schämte sich wegen mir. Es sollte im Dorf keiner wissen, dass sie mich ledig geboren hatte. Am gleichen Tag fuhr ich mit dem Velo nach Bern. Zwei Franken hatte ich noch in der Tasche, keine Arbeit und es schneite. Was sollte ich jetzt machen? Aufgeben? Nein! Ich war zu hart geworden gegenüber mir selbst. Im Innern tat es mir jedoch weh keinen Menschen zu haben, dem ich alles, ob Freud oder Leid anvertrauen konnte. Ich erkannte auch meine Fehler und entschloss, ich wollte mich in Zukunft zivilisierter benehmen. Nach zirka zwei Stunden kam ich in Bern an. Ich klopfte bei einer Tante an. Ich war hungrig, nass und durchgefroren. Am nächsten Tag fand ich eine Stelle bei Bärtschi in Worblaufen. Zwanzig Franken Lohn in der Woche, dazu Kost und Wohnen.

Unheimliche Begegnung

Zu der Garage gehörte auch die Tankstelle beim Restaurant Tiefenau. Jeden zweiten Sonntag hatte der Tankstellenwart frei. Ich war seine Stellvertretung. Das machte ich eigentlich ganz gerne, arbeitet ich doch in einem schneeweissen Überkleid und auf dem Kopf trug ich eine weisse Mütze mit einem schön glänzenden Schild. Am Abend hatte ich zusätzlich ein wenig Trinkgeld in der Tasche. Grosser Andrang war in dieser Zeit zwar nicht. Das Benzin war rationiert und musste von Hand in wechselseitigen zehn Litern fassenden Gläsern hochgepumpt werden. Der beginnende zweite Weltkrieg reduzierte den Benzinverbrauch um die Hälfte. Es war ein schöner Vormittag, ich langweilte mich ein wenig, da fuhr ein altes Auto vor. Ein Mann

stieg aus, er mochte so zwischen vierzig und fünfzig Jahre alt gewesen sein. Er trug einen abgeschabten prall gefüllten Rucksack, seine Kleider waren in einem schlechten Zustand, von seinen Schuhen oder was davon übrig geblieben war, will ich gar nicht reden. Der Kilometerstand seines Autos, hatte wieder bei 0 angefangen. Der Mann sprach mich an: „Wenn ich mich nicht täusche, so ist dein Name Bruno Zahnd?“ Misstrauisch blickte ich ihn an. Er erzählte mir weiter, ich besässe eine grosse Ähnlichkeit mit einem seiner ehemaligen Freunde aus der Fremdenlegion. Das mein Vater in die Fremdenlegion abgehauen war, hatte mir meine leibliche Mutter einmal geschrieben. Ich liess mich überreden und begleitete ihn in das Restaurant Tiefenau. Er bestellte einen Schnaps, ich ein Bier. Die Servicetochter warf mir komische Blicke zu, als wollte sie zu mir sagen, was bringst du da für einen herein. Der Mann erzählte weiter, sein Freund aus der Fremdenlegion habe vor Jahren eine Freundin gehabt und diese in andere Umstände gebracht. Deswegen sei er in die Fremdenlegion gegangen, sonst hätte er Alimente bezahlen müssen. Er wusste weiter, dass meine Mutter wieder verheiratet war und das daraus drei Kinder entstanden waren. Er kannte deren Namen und wusste, das ich keinen Stiefvater hatte. Selbst wo meine Mutter wohnte wusste er. Der Mann gefiel mir immer weniger, und ich schämte mich neben ihm zu sitzen. Ich musste mich ja auch wieder um meine Arbeit kümmern. Er gab mir noch die Hand, schaute mich noch einmal eigenartig an, verabschiedete sich und fuhr fort. Jahre später erzählte ich meiner Frau von dieser komischen Begegnung, die ich nie ganz vergessen konnte. Sie hörte mir aufmerksam zu. Als ich mit meinem Bericht fertig war, fragte sie mich zu meinem grossen Erstaunen: „Hast du nicht gemerkt, das dies dein leiblicher Vater gewesen sein muss?“ Jetzt nach all den Jahren war mir klar, warum dieser Mann alles so genau wusste. Einen solchen Vater zu haben, darauf verzichte ich gerne.

Es kam der zweite Weltkrieg und damit die Mobilmachung. Alle Lebensmittel, Brennstoffe und weitere Dinge wurden rationiert. Ich liess mich nicht so sehr beeindruckt und rutschte von einem Tanzboden auf den anderen. Ich lernte im Restaurant Kreuz, in Zollikofen, meine Frau kennen. Da ich den Militär-Hufschmiedekurs noch nicht absolviert hatte, musste ich bald in die Kaserne Thun einrücken. Dieser zehn Wochen dauernde Dienst war sehr streng, viel strenger als die Rekrutenschule. Wir waren wiederum die gleichen Leute, wie in der RS. Einhundertundvierzig Mann, morgens um fünf Uhr dreissig Tagwache, sechs bis sieben Hufeisen schmieden oder Theorie über das Pferd und seine Hufe und das Exerzieren gehörte täglich dazu. Wir wurden in drei Klassen aufgeteilt. Jeder Hufschmied erhielt am Hosenträger eine grosse Nummer aus Aluminium. Ich war die Zweiundvierzig. So wussten die Instruktoeren sofort, wer der betreffende Mann war. Die SS-Methoden lagen vielen im Blut. Nach drei Wochen, morgens beim Appell auf dem Kasernenhof, pflanzte sich der Feldwebel vor uns auf. Er las zirka zwanzig Nummern herunter, die Betreffenden erhielten den Befehl sofort auf ihre Zimmer zu gehen. Wir, die Anderen, Abmarsch zur Arbeit. Es wurde gemurmelt und spekuliert. „Ruhe“,

brüllte der Feldweibel und drohte damit, er habe noch mehr Nummern. Nach dem Frühstück gingen wir auf unsere Zimmer, das Bett der aufgerufenen Kameraden war leer. Dies wiederholte sich in den zehn Wochen drei Mal. Wer über der Note drei lag, musste von vorne beginnen und die Säumer RS wiederholen. Die bisher geleisteten Dienstage wurden nicht angerechnet. Auch die bereits im Dienstbüchlein eingetragenen nicht. Ich erwischte eines Tages mein Notenbüchlein, welches „mein“ Instruktor über mich führte. Er konnte mich nicht leiden und gab mir schlechtere Noten, als das ich es verdiente. Diese Schikanen durch den Instruktor wurden mir zuviel, ich meldete mich beim Oberst und teilte ihm neben meiner Reklamation mit, ich werde nicht „Weitermachen“. Er war erstaunt und versprach mir, die Sache mit dem Instruktor zu besprechen und den Grund meiner Reklamation zu untersuchen. Zwei Tage später bekam ich den Befehl, mich beim Oberst für eine dienstliche Besprechung zu melden. Mit Helm und allen Waffen meldete ich mich militärisch an. Nach dem „Ruhn“ und „sie können Platz nehmen“ des Oberst, teilte er mir mit, dass ich tatsächlich bessere Noten verdient hätte und übrigens, ich müsse „Weitermachen“, aber mit dem genannten Instruktor werde ich nicht mehr in Berührung kommen. Der Oberst befahl mir, ihm den Instruktor auf das Büro zu schicken. Nach längerem Suchen fand ich diesen, halb betrunken, in einem Restaurant. Lächelnd teilte ich ihm den Befehl des Oberst mit. Der Instruktor war gar nicht darüber erfreut. Ich schlich mich noch bis an die Türe des Dienstzimmers und konnte mit Freuden hören, wie der Oberst den Instruktor wegen seinem unkorrekten Verhalten abkanzelte, ihm sogar mit der Entlassung drohte. Später stellte sich heraus, das der Instruktor früher Differenzen mit meinem Lehrmeister hatte und sich dafür an mir rächen wollte. Es war ihm gründlich misslungen. Die zehn Wochen gingen vorüber. Wir waren noch sechsundneunzig Mann von ehemals einhundertundvierzig. Ich erhielt die Note sehr gut. Jeder bekam seine Erkennungsmarke um den Hals gehängt. Auf dem Platte sah ich meine militärische Einteilung. Geb. Mit. Kp. 4/89. Da ich keine Ahnung hatte, was für Leute in dieser Einheit waren, erkundigte ich mich bei unserem Hauptmann. Der schaute mich mit einem mitleidigen Lächeln an und meinte: „Das sind Oberwalliser, mit denen ist nicht immer gut Kirschen essen. Sind sie katholisch?“ fragte er weiter, „Nein“ antwortete ich. Es wurden reformierte Hufschmiede in das Wallis eingeteilt, weil zuwenig Katholiken da waren. Nach der militärischen Entlassung arbeitete ich zuerst wieder bei Bärtschi in Worblaufen. Bald fand ich eine neue Anstellung in der Hammerschmiede, ebenfalls in Worblaufen. Ich verdiente dort Fr. 1.17 in der Stunde. Ich lernte in dieser Zeit meine Frau kennen und war froh, dass ich mehr Geld verdiente. Bald flatterte ein Militär- Aufgebot ins Haus, ich musste einrücken. Freundlich wurde ich in dem Wallis nicht empfangen. Ich war der einzig reformierte Soldat in der Kompanie. Mit der Zeit fand ich trotzdem meine Freunde. Einen Vorteil besass ich damals während den Kriegsjahren. Ich arbeitete bei einem Rüstungsbetrieb und bekam zeitweise Kriegsdispens. Müller Hammerwerke schmiedete fast ausschliesslich für Hitler Deutschland. Ich war dadurch mehr bei meiner zukünftigen Frau und verdiente ein wenig Geld. Die anderen Dienstkameraden waren deswegen neidisch. Sie konnten ja nicht wissen und

sehen, was für eine anstrengende Arbeit ich leistete. Das Arbeiten an den grossen Schmiedehämmern und die Hitze waren sehr ungesund. Luise Zimmermann und ich heirateten, ein Jahr später bekamen wir einen Sohn, wir taufte ihn Bruno. Ich war bei der Geburt gerade in Frauenfeld und verdiente den Hufschmied ab. Das Geld reichte immer sehr knapp, obschon meine Frau in der Schokoladen Fabrik Amor arbeitete, sie verdiente dort gerade mal sechzig Rappen in der Stunde. Es war für sie eine strenge Arbeit, sie brachte gerade mal vierzig Kilo auf die Waage. Wir wohnten immer noch zu dritt bei meinen Schwiegereltern. Einige Monate später konnten wir ihm „Stöckli“ der Grosseltern meiner Frau einziehen. Der Zins betrug zweiundvierzig Franken im Monat. Eine Aussteuer mussten wir natürlich auch noch haben. Ohne An- und Abzahlung ging es nicht. Wir bezahlten für zwei Betten, einen Kleiderschrank und einen Tisch mit vier Stühlen achthundert Franken. Jetzt waren wir zwar glücklich darüber endlich alleine zu wohnen, es fehlte jedoch am Geld. Da ich immer wieder einrücken musste, hatte ich Verdienstauffälle. Nach vier Jahren in der Hammerschmiede wurde mir eine Stelle im Aargau angeboten. Teufenthal heisst das Dorf. Ich bekam zwar ein wenig mehr Lohn, musste aber für Kost und Logis selber aufkommen. Abermals ging meine Rechnung nicht auf.

Wir besaßen noch weniger und ich konnte nur am Samstag und Sonntag bei meiner Familie sein. Am Samstag gingen wir jeweils zu einem Bauer in Wengi und halfen ihm bei der Feldarbeit. So kamen wir zum Essen. Die Fleischmarken tauschten wir gegen Brotmarken, da wir kein Geld hatten um teureres Fleisch zu kaufen. Ich rückte oft mit bloss zehn Franken in den Dienst ein und brachte dann den Sold von zwanzig Franken nach Hause. Wir pflanzten um das „Stöckli“ herum Gemüse an. In dieser Zeit war wir nie sicher, ob uns die Deutschen doch noch angreifen würden. Nacht für Nacht flogen die Alliierten Bomber über uns hinweg und rissen uns aus dem Schlaf.

Kriegsende 1945

Endlich hatte das Massenmorden ein Ende. Das Nazivolk lag am Boden. Wir hatten sechs Jahre lang Entbehrungen und Angst hinter uns. Manchmal verloren wir fast die Hoffnung, ob es wieder einmal besser werden könnte. Ich suchte Arbeit in Bern. Drei Stellen standen mir offen. Bei den Stadtbussen, bei der SBB und dem Losinger Baugeschäft. Ich entschied mich für Losinger und wurde Schmied im Magazin. Jetzt war der Verdienst besser. Luise und ich konnten sogar einmal pro Woche ins Kino gehen. Zweimal Bahnbillett, zweimal dritter Platz im Kino und zweimal Apfelkuchen mit Rahm, das kostete zirka zehn Franken. Weil wir uns diesen Luxus leisten konnten, dafür wurden wir bei unseren Verwandten und Bekannten schon fast bewundert. Ich erhielt bei Losinger einen Vorarbeiter-Posten und betreute bald sieben Mann. Der Grimselstollen wurde gebohrt und gesprengt. Wir stellten die Bohrstangen und Bohrkronen her. Dadurch war viel Arbeit da, der Lohn stieg stetig an. Aber diese Baustelle fand ihr Ende. Es hiess wieder Baumaschinen und Dieselmotoren reparieren. Ich überlegte mir einen Stellenwechsel. Nach einer Unterredung mit dem Ingenieur Studer, wurde mein Lohn

wesentlich erhöht. So blieb ich. Nach acht Jahren (1954) kam der Spannbeton. Ich wurde in eine Zweigfirma versetzt. Wir arbeiteten dort an einer neuen Erfindung, ich wurde zum Spannmeister befördert. Dies bereute ich später. Die Abteilung rentierte am Anfang sehr schlecht, wir hatten zum Ziel ein neues Spannsystem auf den Markt zu bringen. Zeitweise deprimiert arbeiteten wir weiter, in der Hoffnung, es werde uns doch noch gelingen. Nach zirka drei Jahren ging es endlich ein bisschen den Berg hinauf und wir schrieben erstmals schwarze Zahlen. 1965 erhielt ich den Auftrag, in Kirchberg, an einer neuen Brücke, eine Reparatur zu machen. Das Gerüst war sehr mangelhaft, ich hätte es nicht betreten dürfen. Ich bekam ein mulmiges Gefühl beim Arbeiten. Ich holte gerade ein Werkzeug aus meinem Auto, als ein Arbeiter das Holzbrett auf dem Gerüst über den Tragbalken schob, weil es ihn störte. Ich kam zurück, trat auf das Brett und fiel mit ihm zirka fünf Meter in Tiefe. Sie brachten mich zum nächsten Arzt. Der flickte und nähte an mir herum. Die schlimmsten Schmerzen verspürte ich ihm Rücken. Einen Monat lang behandelte ich die schmerzenden Stellen mit einer kühlenden Salbe. Danach meinte der Arzt, ich könne wieder arbeiten, geröntgt wurde damals noch nicht so schnell. Die über hundert Kilo schweren Pressen vermochte ich nicht mehr zu bewegen, ich litt starke Schmerzen. Da ich meine Gesundheit nicht ganz ruinieren wollte, liess ich mich wieder im Magazin einteilen. Dort war ein Hebekran, der meine Arbeit erleichterte. Erst sechs Jahre später wurde mein Rücken geröntgt. Zwei Wirbel waren havariert. Ich bekam einhundertundvierzig Franken Rente von der Suva zugesprochen.

Ohne eigenes Kapital ein Haus kaufen, war ein Kunststück

Im Jahr 1952 verstarb der Grossvater meiner Frau. Er war der Besitzer des Stöcklis, in dem wir wohnten. Wir mussten das Stöckli kaufen, sonst wäre es in andere Hände gekommen. Die Erben meiner Schwiegermutter und eine Tante wollten Geld sehen. Wir besaßen keines, wie sollten wir also das Haus kaufen? Es gab nur eine Lösung, die Bank. Damit ein einfacher Arbeiter Geld bekam, brauchte er sichere Bürgen. Ich erinnerte mich an die guten Freunde und die Bauern, denen wir während dem Krieg ausgeholfen hatten. Ich benötigte bloss vier Bürgschaften zu je zweitausend Franken. Damit wäre mir das Geld durch die Bank sicher gewesen und wir hätten die Erben ausbezahlen können. Doch es zeigte sich, dass mir offenbar niemand so recht traute, ich bekam eine Absage um die andere. Ich war meinen guten Freunden keine zweitausend Franken wert. Das Risiko wäre für sie klein gewesen, da wir weit unter Wert kaufen konnten. Es blieb nichts übrig, als bei der Verwandtschaft meiner Frau weiter zu betteln. Es war schön. Alle Verwandten, welche ich anfragte, sagten spontan ja und unterschrieben. Endlich war es soweit. Wir drei besaßen ein eigenes Haus. Ich trug meinen Kopf sofort ein bisschen höher, obschon der Zustand des Gebäudes sehr mangelhaft war. In jeder freien Minute werkelteten wir an dem Haus herum. Wir konnten uns natürlich keine Handwerker leisten. Kaum waren wieder ein paar Franken auf die Seite gekratzt, kauften wir

neues Material. Unser Sohn Bruno bestand die Lehre als Mechaniker mit Erfolg. Es ging immer ein bisschen aufwärts. Luxus leisteten wir uns immer noch wenig.

Es kam die Zeit, da heiratete unser Sohn. Bald wurden wir Grosseltern von zwei gesunden Mädchen. Sie wohnten in unserer Nähe. An den Sonntagen besuchten sie uns oft, wir machten dann oft einen Spiessbraten. Wir erlebten eine schöne Zeit, die mich zu einem grossen Teil für meine böse Jugend entschädigte. Mein Sohn und ich fuhren eigene Autos, er arbeitete bei der Post, als Mechaniker und ich seit siebenunddreissig Jahren bei Losinger. Louise und ich leisteten uns in dieser Zeit dreimal Ferien auf Rhodos. Wir merkten beide, unser Alter war und ist nicht aufzuhalten und wollten die Zeit geniessen.

Hausübergabe an unseren Sohn Bruno

Meine Frau und ich waren in den Ferien auf Rhodos und spazierten am Strand entlang, als meine Gedanken zu unserem Haus daheim wanderten. Wir wohnten nun seit zweiundvierzig Jahren darin. Die äussere Fassade hätte dringend eine Revision benötigt. Das Haus trug nun bereits über hundert Jahre auf dem Buckel. Ich fragte mich plötzlich, ob diese Bastelei überhaupt noch einen Sinn machte. Mein Frau spazierte ahnungslos neben mir her. Ich sagte nach einer Weile zu meiner Frau, das die Bastelei am Haus in unserem Alter nicht mehr richtig sei und wir unser Haus doch besser unserem Sohn und seiner Frau schenken sollten. Ich bat meine Frau sich dies einmal zu überlegen und schlug vor, dass wir ja in die Mietwohnung unseres Sohnes einziehen könnten. Sie sagte zu meiner Überraschung sofort ja. Als wir wieder zu Hause waren, überlegten wir uns die Geschichte noch einmal gründlich und teilten schliesslich die Schenkung unserem Sohn mit. Er und seine Familie freute sich sehr. Sie entschieden das Haus gründlich umzubauen, auch aus Platzgründen. Ein Architekt wurde hinzugezogen, die ersten Pläne entworfen. Es fehlte nur noch die Baubewilligung. Es gab eine Zeit, da wollte die „liebe“ Gemeinde unser Haus und das Grundstück enteignen. Sie planten eine Strassendurchführung. Louise und ich wehrten uns damals mit Händen und Füssen dagegen. Unser Sohn musste sich drei Jahre gedulden, bis er endlich die Baubewilligung erhielt. Wir glaubten schon, es nicht mehr erleben zu dürfen. Bis dann, eines Tages unser Bruno mit dem Rösli kam und mir ein gelbes Kuvert überreichte, dazu lächelten sie. Ich traute meinen Augen kaum, es war die lang ersehnte Baubewilligung. Zur Feier des Tages leisteten wir uns ein feines Nachtessen in einem Restaurant. Das nicht Aufgeben hatte sich also doch gelohnt. Louise und ich zogen bald in die Mietwohnung von unserem Sohn. Das Abreissen des „Stöcklis“ begann. Wände, Böden, Decken, alles wurde mit Hammer und Pickel klein geschlagen. Es gab Momente, da ich schweren Herzen mit anschaute, wie unsere mühsame Arbeit Stück für Stück vernichtet wurde, und ich half auch noch dabei. Zuletzt stand praktisch nur noch die Holzfassade da. Es musste schnell gehen. Viel Arbeit erledigten wir selbst, aus Kostengründen. Da ich nur noch fünfzig Prozent arbeitete, konnte ich die Baustelle zeitweise

überwachen. Das Haus bekam schliesslich wieder Formen, wir freuten uns alle daran. Unzählige kleine Arbeiten folgten noch über die Jahre, bis schliesslich endlich alles fertig war. Das Haus wurde sehr schön. Zum Dank für meine Mithilfe, schenkten mir mein Sohn und die Schwiegertochter eine Glocke mit Widmung. Ich freute mich sehr darüber. Ich wurde fünfundsechzig Jahre alt und damit kam der Abschied von der Firma Losinger. Ich erhielt einen Brief mit schönen Worten und weg war ich. Seit Jahren hatte ich auf diesen Tag gewartet. Jetzt konnte ich mich voll auf meine Hobbys konzentrieren. Ein Keller wollte noch verputzt werden, Steine warteten auf das Verlegen, planieren, betonieren, Zäune aufstellen, Blumenkisten zimmern, all diese Dinge machten mir viel Vergnügen. Die Tage verflogen mir fast zu schnell. Die Enkelkinder wuchsen heran, wurden erwachsen.

Meine Frau und ich langweilen uns heute manchmal in unserer Mietwohnung, es wird zu einer kleinen Sensation, wenn wir Besuch von unseren Enkeln oder dem Sohn und seiner Frau bekommen. Wir freuen uns dann immer, wenn wir merken, dass wir, die Grosseltern, noch nicht ganz vergessen sind. Wir sind immer noch gerne bereit zu helfen, wenn es in unserer Möglichkeit liegt. In meinen Jugendjahren lernte ich was es heisst, verachtet, geschlagen und verstossen zu sein. Ich lernte, was Hunger und krank sein bedeutet. Nach aussen scheint ein Mensch mit meiner Geschichte böse und hart zu sein, es braucht aber im Innern nicht der Fall zu sein. Ich bin jetzt 80 Jahre alt, Louise 85. Wir fahren mit dem Auto weg, irgendwohin, spazieren wo es uns gefällt und machen was uns gerade einfällt. Gesundheitlich sind wir neben dem normalen Gejammer noch gut daran und hoffen, dass dies noch weiterhin so bleibt. Ich möchte jetzt zum Schluss kommen und all jenen herzlich danken, die es gut mit mir gemeint haben.

ENDE